Roland Bothner

Identität, Ordnung, Existenz
Oder
Der Leib, das Denken, die Empfindung, Ökonomie, Technik, Christentum, Kultur, Ethik, Sittlichkeit und Moral

Traktat über Kategorien, Begriffe und Intensitäten

Edition Publish & Parish

Zum Autor:

Roland Bothner, geboren 1953. Studium der Philosophie, Kunstgeschichte, Vergleichenden Literaturwissenschaft, Soziologie, Politologie in Tübingen, München, Bern, Heidelberg, Frankfurt am Main. Dozent für Literaturwissenschaft und Philosophie an den Volkshochschulen Stuttgart und Mannheim. Lehrbeauftragter für Vergleichende Literaturwissenschaft und Kunstgeschichte an den Universitäten Frankfurt am Main und Gießen. 1996 Habilitation in Kunstgeschichte; Privatdozent für neuere Kunstgeschichte an der Universität Bremen.
Publikationen: Kunst im System. Die konstruktive Funktion der Kunst für Ernst Blochs Philosophie, Bonn 1982; Grund und Figur. Auguste Rodins Höllentor und die Geschichte des Reliefs, München 1993, Auguste Rodin, Die Bürger von Calais, Frankfurt am Main 1993; Schwarz und Rot. Zur Autonomie der Farbe, Talheim 1999, Venezianische Malerei. Tizian – Tintoretto – Veronese, Heidelberg 1999; Action Painting – das Ende der Malerei, Heidelberg 1999; Elemente des Plastischen von Donatello bis Brancusi, Heidelberg 2000; Bosheiten und andere Kleinigkeiten. Philosophische Notizen und Zeichnungen, Heidelberg 2002 zahlreiche kunsthistorische, philosophische, literaturwissenschaftliche Aufsätze in Fachzeitschriften.

Erstausgabe

Blumenstraße 40, 69115 Heidelberg

Gesamtherstellung: Design & Druck Services München
Printed in Germany
ISBN 3-934180-06-X

Inhalt

1. Buch

2. Buch

3. Buch

4. Buch

1. Buch

1. Teil: Identität als Regression zum Ursprung

1. Womit sollte eine Kategorienlehre beginnen? Nicht mit dem Staunen, nicht mit der Betroffenheit, mit dem Verwundern, dass es etwas gibt und nicht vielmehr nichts, sondern mit der Ordnung, also der Abstraktion, der reinen Form.

2. Der erste und universale Ordnungsausdruck ist der Identitätssatz A=A. Denn etwas ist mit etwas gleich – oder ist es nicht, dann gehört es nicht dazu. Dieses etwas, das nicht gleich A ist, gehört dann zu B oder C. Die Ordnung installiert sich durch das Vergleichen. Was untereinander ungleich ist, gehört auch nicht in dieselbe Ordnung. Die einfachste Ordnung ist also jene, in der alles einander gleich ist, also A=A. So ist denn der Identitätssatz nicht nur das Kriterium, das durch den Vergleich angibt, was zu einer Ordnung gehört, er selbst ist die einfachste Ordnung. Was ist also eine Ordnung? Eine Ordnung ist ein Verhältnis, das A=A ausdrückt. Das Verhältnis wird durch den Vergleich erstellt. Daraus ergeben sich über den Grad an Übereinstimmung Differenzierungen oder Rangunterschiede. Eine Ordnung differenziert sich graduell, nach Maßgabe der Gleichartigkeit. Ihre Grenze ist erreicht, wenn das Gleichartige nicht mehr gleichartig, sondern ungleichartig ist. Das Ungleichartige gehört somit einer anderen Ordnung an.

3. Ordnung ist somit etwas Einfaches. Damit ist schon gesetzt, dass Ordnung eine Vereinfachung ist. Das Einfachste ist der Identitätssatz A=A. Daraus ist der Maßstab des Vergleichens nicht nur die Selbstidentität des A, sondern auch die Anwendung des Einfachsten auf das, was zu vergleichen ist. Das Einfachste ist die Form. Deshalb ist Ordnung eine Formanlage. Verschiedene Dinge in eine Ordnung bringen heißt damit, sie formalisieren. Durch die Formalisierung bleibt damit, trotz allen Differenzierungsmöglichkeiten, der Rangfolgen, der Bezug zum Identitätssatz A=A erhalten.

4. Das Einfache, die Form und die Identität sind die Faktoren der Ordnung, wobei Form und Identität sich aus dem Einfachen ergeben. Denn Identität ist das Einfachste hinsichtlich des Vergleichs, die Form ist das Einfachste hinsichtlich der Erscheinung.

5. Mit dem Einfachen beginnt nicht die Welt, sie ist eine Reduktion durch Abstraktion.

6. Abstrahiert wird vom Vielfältigen, von der unübersichtlichen Gemengelage des Verschiedenen. Durch die Abstraktion entsteht das vergleichbar und unvergleichbar Viele. Damit ist es möglich, das Vergleichbare vom Unvergleichbaren zu selektieren oder zu sortieren. Die Reduktion verringert das vergleichbar Viele auf das einzelne, das das Viele vergleichbar macht. Dadurch ist jedes einzelne einander gleich oder ein einzelnes steht für alle anderen einzelnen.

7. Jedes ist mit jedem identisch, weil das eine durch das andere austauschbar ist. Das abstrakte Einfache als Reduktion des Mannigfaltigen ist das Eine oder die Eins, also die Zahl oder das Quantitative. Die Ordnung des Einfachen ist die quantitative Ordnung der Anzahl. Damit ist die einfache Ordnung eine des Mehrfachen. In der Ordnung des Mehrfachen reiht sich Einfaches an Einfaches oder vermehrt sich Einfaches um Einfaches, Einfaches um Vielfaches, Vielfaches um Einfaches, Vielfaches um Vielfaches usw. Damit ist die Ordnung eine geordnete Ordnung. Diese Ordnung ist keine neue Ordnungsform. Die Ordnung des Mehrfachen lässt sich auf die einfachste Ordnung oder auf die Grundordnung zurückführen, auf die Identität von A=A. Auch das entfernteste Mehrfache oder Vielfache geht auf das Einfache zurück. Die Ordnung vom Einfachen zum Mehrfachen und Vielfachen ist unendlich fortsetzbar, also unabgeschlossen, aber sie ist trotzdem eine Ordnung, weil sie geordnet ist. Das beweist wiederum, dass Identität und Ordnung identisch sind.

8. Daraus ergibt sich, dass die Ordnung keine eigene Ordnungsklasse ist. Es gibt keine Ordnung, die dem Identitätssatz unterliegt, und eine Ordnung, die einem Ordnungssatz unterliegt. Analog zu der Frage, die sich bei der „Principia Mathematica“ von Bertrand Russell und Alfred North Whitehead stellt, ob eine Menge von Zahlen wiederum selbst eine eigene Menge oder eine eigene Klasse darstellt.

9. Die Ordnung definiert sich durch die Identität und die Identität ist die einfachste Ordnung, die sich unabschließbar oder offen differenzieren kann. Von daher ist sie einfach und potentiell unendlich. Eine Ordnung kann sich unendlich vervielfachen, indem das Einfache sich redupliziert. Dieses unendliche Fortsetzen oder vervielfältigen ist die Wiederholung.

10. Eine Ordnung, die sich bis ins Unendliche wiederholt, ist eine Serie.

11. Jede Ordnung, die das Identische wiederholt, hat keine Grenze. Sie wird beschränkt, wenn sich Ungleiches, das wiederum mit sich selbst gleich ist, setzt. Das Setzen des Ungleichen ist ein Dagegensetzen. Es kann ein Hindernis sein, eine Schranke oder eine Grenze.

12. Eine Grenze ist gesetzt, wenn Gleiches und Ungleiches einander gleichwertig sind. Die Grenze stellt sich dort ein, wo sich das Gleichgewicht einstellt.

13. Schranke und Hindernis sind Anzeichen von Ungleichgewichten. Es sind Widerstände im Ungleichgewicht, die entweder das Ungleichgewicht stabilisieren oder überwinden.

14. Der einfachste Ordnungsausdruck ist der abstrakteste und der reduzierteste. Er ist nicht hintergehbar. Er ist das Erste oder das Letzte. Es gibt dann nur noch das Jenseits oder das Außerhalb der Ordnung. Die wiederum dieses Jenseits nicht erreichen kann. Es ist gegenüber

der Ordnung das absolut Ungleiche, damit ist auch die absolute Grenze des Gleichgewichts gezogen.

15. Die Identität kennzeichnet das Gleiche und das Ungleiche. Sie ist eine Gleichsetzung. Das, was gleich ist, konstituiert eine Ordnung. Die Gleichsetzung differenziert sich in gleichwertig und in gleichgewichtig. Ein Einzelnes kann gegenüber Vielem gleichwertig sein oder gleichgewichtig.

16. Die Identität differenziert nicht nur eine Ordnung, sie differenziert sich selbst in weitere Gleichsetzungen wie Ineinssetzung, Gleichheit, Gleichartigkeit, Gleichwertigkeit, Gleichgewicht. Die Differenzierungsform der Identitätssetzung gibt wiederum die Ordnungsweise an. Von daher bleibt die Identität, im Sinne von Ineinssetzung, von Ordnung und Identität weiterhin erhalten.

17. Die einfachste Ordnung ist auch die der reinen Form. Die Identität A=A ist eine Form, ohne alle weitere Bestimmtheit. Von daher gibt es Formausdrücke der Gleichsetzung: Symmetrie, Äquivalenz, Komplementarität.

18. Während sich die reine Identität als Wiederholung ausweist, in der Ordnung der Serie, sind die Identitätsformen jene, die etwas mit etwas gleichsetzen, die nicht unbedingt identisch sind, wohl aber gleichwertig, gleichartig, gleichgewichtig. Auf dieser Ebene ist zugleich anzugeben, in welcher Weise oder in welcher Hinsicht etwas mit etwas gleich ist.

19. In der reinen Identität ist etwas mit etwas gleich, dergestalt, dass sie unverwechselbar oder austauschbar sind, ohne dass dies zu erkennen wäre.

20. Bei den differenzierten Formidentitäten ist das eine etwas, das Eine, das andere etwas, das Andere. Und das Eine ist dem Anderen gleich, weil sie gleichwertig oder gleichgewichtig sind. Das heißt jedoch nicht, dass sie austauschbar wären.

21. In der abstrakten einfachen Identität von A=A ist A mit sich selbst identisch und mit dem, mit dem es gleich ist. Das heißt A und A ist dasselbe, während bei der Gleichsetzung von A=B A und B nicht identisch sind, in dem Sinne, dass sie nicht dasselbe sind, wohl können sie gleichwertig oder gleichgewichtig sein.

22. Die formale Identität als Gleichsetzungen hat ihre Gemeinsamkeit in der Symmetrie. Wenn zwischen etwas Kleinem und etwas Großem, trotz verschiedener Größenverhältnisse, Gleichgewicht herrscht, so besteht ein symmetrisches Verhältnis.

23. Wenn die reine Identität oder die Selbigkeit sich in die Form der Identität differenziert oder entlässt, die sich als Symmetrie artikuliert, dann verwandelt sich damit auch die Ordnung. Sie differenziert sich in eine Ordnungsform. Das hat zur Folge, dass die Ordnung eine Gleichsetzungsform ist, die das Eine und das Andere als gleich setzt oder definiert.

24. Die Ordnung als Gleichsetzungsform zeigt an den einzelnen, dass sie einander gleich sind. Während bei der reinen Identität das einzelne sich mit einzelnem assoziiert, weil sie gleich sind.

25. In den Ordnungsformen der Identität setzt die Form die einzelnen einander gleich, und es gilt zu erraten, in welcher Weise das Gleiche gleich sein kann. Die Form setzt Gleiches gleich, obwohl es nicht identisch ist. Durch die Form kann A=B sein, obwohl A nicht mit B identisch ist. Die Form setzt A und B gleich, damit ist die Grundordnungsform erfüllt: A und B sind symmetrisch.

26. Das einzelne ist nicht einfach mit einzelnem identisch, vielmehr setzt die Gleichheitsform die einzelnen gleich. Indem sie gleich gesetzt werden, sich nun in einem symmetrischen Verhältnis befinden, heißt dies, dass sie jenseits der Ordnungsform, nicht einander gleich sind, noch identisch miteinander sind. Die Ordnungsform setzt gleich und indem sie eine Gleichung setzt, setzt sie etwas gleich und etwas, das nicht durch die Ordnung der Gleichheit gleichgesetzt wird, als ungleich. Damit ist durch die Gleichsetzung auch eine Trennung vollzogen. Das, was nicht gleich ist, ist ungleich. Das Ungleiche ist damit nicht mehr das eine, das mit einem gleich ist, sondern es ist das eine Etwas, das zum Einen etwas Anderes ist. Das Andere ist das Ungleiche zum Einen.

27. Die Ordnungsform setzt gleich und setzt damit ungleich. Im ersten Fall schließt sie ein, im zweiten Fall schließt sie aus. Die Ordnungsform setzt gleich, sie schließt zusammen. Das Ungleiche bleibt als Anderes draußen. Das Andere ist nicht etwas Anderes, weil es einer anderen Ordnungsform angehört. Es ist Anderes, durch die Ordnungsform des sich selbst Gleichen. Das Andere ist das je Ungleiche im Vergleich zum sich selbst Gleichen. Das Andere kann mit Anderen gleich sein, damit schließt sich eine andere Ordnungsform der Gleichheit zusammen. Aber das Andere als etwas Anderes sowie die Ordnungsform der Andersheit sind anders gegenüber des Einen. Gegenüber dem Anderen kann sich wiederum etwas Anderes einstellen, ohne dass dieses Andere mit dem Einen, noch mit dem anderen identisch ist. Dieses Andere ist das Ganz Andere.

28. Damit das Andere und das Ganz Andere als etwas Ungleiches durch die Gleichsetzung ausgeschlossen werden, müssen sie mit sich selbst identisch sein. Die Selbstidentität (A=A, B=B, C=C) ist wiederum die Voraussetzung dafür, dass überhaupt eine Gleichsetzung, die das Gleiche gleich, das Ungleiche ungleich, vollzogen werden kann.

29. Das zeigt, die Ordnungsform der Gleichsetzung hat in der Identität oder Selbstidentität ihren Ursprung. Auch in der Differenzierung von der Identität zur Gleichsetzung, bleibt die einfache oder ursprüngliche Identität erhalten.

30. Das Ungleiche oder das Andere wie das Ganz Andere bleiben nur ungleich, solange die Ordnungsform der Gleichsetzung besteht. Ohne Gleichsetzung ist das Verhältnis selbst gegenstandslos. Das eine, das Andere und das Ganz Andere verhalten sich wertneutral oder gleichgültig zu einander. Genauer sie verhalten sich überhaupt nicht zu einander. Es gibt nur Selbstverhältnisse, die je und je sich nur auf sich selbst beziehen.

31 Ist das Eine dem Anderen gleich, ohne dass das Eine mit dem Anderen identisch ist, derart, dass das Eine das Eine ist, das Andere das Andere bleibt, besteht eine Äquivalenz oder eine Entsprechung. Die Gleichheit des Ungleichen bleibt erhalten, wenn das Eine dem Anderen äquivalent ist.

32. Erkenntnis heißt somit, das Eine als Eines und das Andere als Anderes bestimmen. Erkennen ist Identifizieren. Da die einfachste Identitätsform in der Wiederholung besteht, – wenn A=A ist, dann wiederholt sich das erste A im zweiten A –, ist einfachste Erkenntnis die Wiedererkennung.

33. Die differenzierte Erkenntnis ist, Ordnungsformen auszubilden, die sich auf die Identität zurückführen lassen. Damit werden das Eine, das Andere, das Ganz Andere,

das Gleiche und das Ungleiche sichtbar. Die Ordnung schließt zusammen oder schließt aus. Daraus resultiert das Verschiedene. Denn durch die Ordnungsgrenze ist das eine vom anderen verschieden. Die Ordnung schließt zusammen, indem die Gleichsetzung das Eine mit dem Einen verknüpft. Deshalb ist das Schließen jedoch nicht abgeschlossen. Es endet, wenn kein Schluss von Einem zu Einem möglich ist, weil das Andere beginnt.

34. Erkenntnis heißt Identität feststellen. Differenzierte Erkenntnis heißt Ordnungsformen vollziehen. Die erste Erkenntnisform ist die Wiederholung oder die Herstellung einer Serie, als Vervielfältigung des Identischen.

35. Die erste Wiederholung ist die des Vollzugs der Selbstidentität zum Identitätsverhältnis oder von der Selbigkeit des A zur Gleichheit A=A.

36. Die Identität ist ein Verhältnis des Einen zu sich selbst oder zum Einen, das sich gleich ist. Das Eine ist deshalb auch das Einfache. Das Eine und das Einfache sind identisch. Das Eine kann Zeichen, Buchstabe, Zahl, Holz, Flasche, Engel, Gott, Zentaur sein. Das ihnen Gemeinsame ist die Selbstidentität. Die Identität ist die eine Bestimmung, die das Eine und Einfache gegenüber dem Ungleichen definiert. Die Selbstidentität macht sich zum Einen oder Einfachen.

37. Daraus ergibt sich, das, was identisch ist, ist und das, was nicht identisch ist, ist nicht. Das Seiende ist dadurch seiend, dass es mit sich identisch ist. Das Nicht-Seiende ist nicht dadurch, dass es nicht identisch ist, sondern das Nicht-Seiende ist nicht, auch nicht als etwas Ungleiches. Das Nicht-Seiende ist nicht das Ungleiche zum Seienden, das selbstidentisch ist. Das Nicht-Seiende ist nicht. Wenn das Eine ungleich gegenüber dem Anderen ist, heißt dies nicht, dass das Andere das Nicht-Seiende ist. Das Eine ist nicht gleich dem Anderen, weil das Andere eine andere Identität besitzt. Es ist das Verhältnis, das Gleichheit oder Nichtgleichheit ausdrückt. Das Nicht-Seiende ist nicht gleich oder ungleich zum Identisch-Einen. Das Identische kennt kein Verhältnis, weder gleich noch ungleich, zum Nicht-Seienden.

38. Das Sein, als das eine Einfache oder die Selbstidentität ist nicht gleich oder ungleich dem Nichts. Das Nichts ist das, was keine Identität besitzt, deshalb kann es nicht im Verhältnis zum Sein stehen, weil es kein Verhältnis zu etwas geben kann, das sich nicht als etwas Identisches bestimmen kann. Das Nichts ist das, was ohne Bestimmung ist, damit ohne Identität und damit ohne Sein. Denn das Sein ist, weil es identisch ist. Die Grenze des Seins ist nicht das Nichts. Die Grenze des Seins ist das Sein oder das der Identität.

39. Der Gedanke, das Nichts wäre das Ungleiche zum Sein, also ein Sein, das Nichts ist oder ein Nichts, das nicht ist. Somit doch auch eine Identität besitze, nämlich die Nicht-Identität als einfache Bestimmtheit der Unbestimmtheit, dies verdankt sich der symmetrischen Ordnungsform. Wenn die Gleichsetzung das Sein als das einfache Eine setzt oder die Identität, setzt die Symmetrie, die aus der Gleichsetzung resultiert, dem Sein das Nichts oder die Nichtidentität gegenüber. Die Symmetrie spiegelt das Nichts als das Ungleiche zum Sein oder das Nichts als Nichtidentität das dem Sein äquivalent ist. Die Symmetrie der Ordnungsform macht das Nichts zu einem Einen, das nicht mit sich identisch ist. Dem Nichts wird eine Identität unterschoben, die anders ist, deshalb wird sie als Nichtidentität bezeichnet. Das Sein als einfaches Eine ist jedoch keiner Ordnung unterworfen, es ist ein Selbstverhältnis oder das Selbe. Zum Sein gibt es kein symmetrisches Ungleiches. Das Ungleiche ergibt sich dann, wenn Eines dem Anderen ungleich ist.

2. Teil: Identität als Progression

1. Neben der Identität, den Ordnungsformen der symmetrischen Gleichsetzung, gibt es die totalisierende Ordnungsform. Etwas ist identisch, wenn die Summe seiner Teile mit dem Etwas identisch ist, so beim Mengenbegriff: A = Menge von (a, b, c, d).

2. Eine andere ist die Ordnungsform der Synthese. Diese reicht von der Addition bis zum quantitativen-qualitativen Umschlag: so ist 16 das Ergebnis von 10 + 6 oder die Verbindung von Wasserstoff und Sauerstoff ergibt Wasser.

3. Des Weiteren ergibt sich eine funktionale Ordnungsform: Eine Identität von A stellt sich ein, wenn ein Zusammenhang von einander abhängigen Elementen entsteht, wie $E=mc^2$. Die Gleichung ergibt sich über die Abhängigkeit von Variablen. Die Identität ist somit Resultat einer Funktion. Auch diese Ordnungsformen sind symmetrisch. Der Zusammenschluss verschiedener Elemente zu einer Einheit, von Teilen zu einer Ganzheit, das funktionale Gesetz relationaler Variablen.

4. Die totalisierenden, synthetischen und funktionalen Ordnungsformen der Identität sind weiterhin Gleichsetzungen. Die Symmetrie bleibt bestehen. Aber die Gleichartigkeit wird durch die Äquivalenz ersetzt.

5. Das Eine als Totalität, Synthese oder Funktion ist mit dem Anderen gleich, aber nicht gleichartig. Das Andere ist das Verschiedene, das sich zum Einen eint, totalisiert, synthetisiert oder als Ergebnis ergibt. Es sind Ordnungsformen der Identität des Verschiedenen.

6. Damit ist es möglich Analyse und Synthese zu erklären. Erklären im Unterschied zum Verstehen, heißt Vorstellungen, Beziehungen, Erfahrungen in Ordnungsformen transformieren. Erklären heißt damit Analysen und Synthesen herstellen. Analyse bedeutet Gegebenheiten, Erfahrungen zerlegen bis die Identitätssetzung erreicht ist. Synthese heißt Herstellung von Verhältnissen bis sich eine Äquivalenz einstellt.

7. Die einfachsten Äquivalenzformen, die das Eine einen, sind Zeit und Raum. Zeit ist so, ganz im Sinne von Leibniz, die Ordnung des Nacheinander. Oder, das Eine als Identitätsordnung des Nacheinander. Der Raum ist so die Identitätsordnung des Nebeneinander.

8. Zeit ist das Eine, das Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft eint. Von daher ist das Jetzt die Gleichheit von Vorher und Nachher oder die Gleichheit von Vergangenheit und Zukunft. Während Vergangenheit und Zukunft das Ungleiche sind. Wird das Ungleiche gleich, also Vergangenheit und Zukunft identisch, gibt es nur die Gegenwart als sich selbst bleibende Wiederholung. Zeit als Ordnung des Nacheinander, das heißt, Vergangenheit und Zukunft sind nicht gleich, sonst wären sie Gegenwart. Vergangenheit ist das Andere der Zukunft. Die Zeit als Identität ist Gegenwart oder Jetzt. Als solche ist sie das Eine der symmetrischen Äquivalenz von Zukunft und Vergangenheit. Oder anders formuliert Zeit gibt es nur in der Gegenwart.

9. Raum ist das Eine, das das Auseinander eint. Das Auseinander bestimmt sich über Dimensionen, der Höhe, Breite, Tiefe. Das Eine ist eine Ausdehnung, die dadurch definiert ist, dass die Dimensionen auseinanderstreben, das heißt, ihre Ungleichheit zueinander definiert die Ausgedehntheit. Sind nur Höhe und Breite ungleich, so handelt es sich um eine Fläche. Sind die Dimensionen identisch, so verschwindet der Raum. Es bleibt die mit sich selbst identische Dimension ohne Ausdehnung. Der Raum ist die Äquivalenz der ungleichen Dimensionen. Oder er ist das Eine, das in Vieles zerfällt in Hier und Dort, Vorne und Hinten, Nähe und Ferne, ohne selbst Element der Vielheit zu sein.

10. Raum und Zeit sind jeweils das Eine, das sich aus Ungleichheiten ergibt. Diese Ähnlichkeit verführte Kant dazu, er könne den Raum auf die Zeit zurückführen. Die Ordnung des Nebeneinander als eine des Nacheinander zu begreifen. Das gelingt jedoch nur dann, wenn die Raumdimensionen gemäß den Zeitextensionen interpretiert werden. So entspricht das Jetzt, Vorher, Nachher

dem räumlichen Hier, Nähe und Ferne. Das Hier wäre darin die Gleichheit von Nähe und Ferne. Eine solche Ähnlichkeit lässt sich konstruieren, ist jedoch nicht haltbar. Denn das Hier als Ort ist durch die Lage bestimmt, diese Lage lässt sich über die Dimensionen der Höhe, Breite, Tiefe, angeben. Das Jetzt ist jedoch kein Zeitpunkt, das durch die Extensionen Vergangenheit und Zukunft zu bestimmen wäre. Es kann zwar gesagt werden, damals, zu jenem Zeitpunkt, ging dies oder jenes Geschehen vorher und von diesem Zeitpunkt an geschah dieses Ereignis. Damit wird jedoch nicht das Jetzt bestimmt, sondern die Vergangenheit.

11. Raum und Zeit sind somit Ordnungsformen des Ungleichen. Sie sind Identitäten des Ungleichen, aber nicht des Nicht-Seienden. Denn die Dimensionen und Extensionen sind zwar ungleich zueinander, dergestalt, dass sie das jeweils Andere sind, aber sie sind nicht ohne Bestimmung. Die Zukunft wird zwar als offen, als Möglichkeit definiert, aber nicht als nicht-seiend. Sie ist als Möglichkeit das Andere, also das Ungleiche. Hätte sie den Status des Nicht-Seienden, dann wäre sie auch nicht das Andere oder Mögliches.

12. Raum und Zeit sind Totalitäten des Ungleichen. Als solche einen sie die jeweils Anderen zu einem Einen. Da jeweils Ungleiches vereint wird, so ist es möglich, Zeit und Raum durch immer weitere Ungleichheiten zu differenzieren, zu entfalten oder zu vertiefen.

13. Jeweils Ungleiches wird vereint, deshalb ist die Zeit nicht nur Gegenwart, Vergangenheit, Zukunft, sie kennt weitere Differenzierungsformen wie Gleichzeitigkeit, Ungleichzeitigkeit oder Übergleichzeitigkeit sowie das Jetzt, ist auch Augenblick, Zeitpunkt, Übergang. Es gibt die Weltzeit und die Eigenzeit, die erzählte Zeit, die Uhrzeit, die leere Zeit, den Zeitpfeil.

14. Der Raum als das Eine von Ungleichheiten kann ebenso erweitert werden. Das Hier ist Schnittpunkt, Ort, Höhepunkt, Wendepunkt oder Gegend. Es gibt den Weltraum, also den Makrokosmos, den Mesokosmos und den Mikrokosmos, den ländlichen Raum, die Region, den Landesteil, den Reliefraum, Kastenraum, Perspektivraum.

15. Raum und Zeit sind die einfachsten Einfachheiten, die aus Ungleichheiten resultieren. Sie können nicht nur durch immer weitere Ungleichheiten unabschließbar ausgestaltet werden. Raumdimensionen und Zeitextensionen sind wechselseitig übertragbar. Das ist deshalb möglich, weil Raum und Zeit jeweils Ungleiches oder Anderes vereinen. Wenn räumlich Ungleiches auf die Zeit übertragen wird und umgekehrt, findet eine Erweiterung statt, da bereits die Zeit Ungleiches mit Ungleichem vereint. Von daher führt eine räumliche Dimension den zeitlichen Extensionen nur eine weitere Ungleichheit den zeitlichen Ungleichheiten zu.

16. Da Raum und Zeit Ungleiches vereinheitlichen, ist es möglich den Raum zeitlich zu erweitern, die Zeit als vierte Dimension einzuführen. Deshalb kann von Raum-Zeit gesprochen werden. Oder die Zeit kann räumlich interpretiert werden, so als Zeitreihe oder das Jetzt als Zeitpunkt.

17. Zeit und Raum haben gemeinsam, dass sie das Eine sind, das viele Ungleiche sammelt. Das bedeutet nicht, Raum und Zeit selbst sind aufeinander zurückzuführen oder auszutauschen, dergestalt, dass sich Raum auf Zeit und Zeit auf Raum übertragen lässt. Raum bleibt Raum und Zeit bleibt Zeit. Raum ist dimensional und Zeit extensional. Die Übertragung von zeitlichen Extensionen in räumliche Dimensionen, von räumlichen Dimensionen in zeitliche Extensionen bedeutet, dass das Extensionale als Dimension, das Dimensionale als Extension bestimmt wird.

18. Raum ist nicht das Einfache der Ausdehnung und Zeit ist nicht das Einfache der Veränderung. Raum und Zeit sind Totalitäten oder Ordnungsmodelle ohne selbst das Eine zu sein. Vom Einen oder Selbstidentischen gesehen sind es Vereinheitlichungen oder geordnete Vereinfachungen.

19. Es sind Vereinfachungen, die oft mit dem Einen, das mit sich selbst identisch ist, verwechselt werden. Raum und Zeit sind einfache Ordnungen, die sich aus der Gleichsetzung ergeben. Raum und Zeit sind Totalitäten also Resultat durch Vereinfachung.

20. Die Vereinfachung führt zu einfachen Ordnungen oder einfachen Gleichungen. Eine einfache Ordnung ist jedoch nicht mit dem einfach Einen identisch. Das Eine ist mit sich selbst identisch. Die einfache Ordnung setzt Eines mit Einem identisch oder Eines mit dem Anderen nichtidentisch.

21. Raum und Zeit sind offene Ordnungen, die das Eine, das Andere, das Ganz Andere als Ungleichheiten gleich setzen.

22. Werden Ungleichheiten gleich gesetzt, ohne dass sich ein Widerspruch einstellt, dann handelt es sich um eine Ordnung der Äquivalenz. Werden Zukunft und Vergangenheit gleichgesetzt, so schließen sie sich nicht aus, sondern sind einander äquivalent oder sie entsprechen sich.

23. Wird Ungleiches gleich gesetzt, indem behauptet wird, das Eine ist mit dem Anderen identisch, so entsteht ein Widerspruch. Denn das Eine ist das Eine, das Andere das Andere: A=B ist ein Widerspruch, weil A=A, B=B ist. Dieser Widerspruch kann aufgelöst werden, wenn A und B mit einem Dritten gleich sind: A=B, A=C und B=C. C ist so das Tertium Comparationis.

24. Die Äquivalenz oder das Entsprechungsverhältnis ist ein aufgelöster Widerspruch. Denn die Äquivalenz behauptet, dass das Ungleiche ungleich ist (A=B) und hält an die Ungleichheit fest, behauptet aber, dass dem Ungleichen etwas Gemeinsames zukommt. Dieses Gemeinsame

macht nicht das Ungleiche gleich, aber gleichwertig. Ein Pferd und ein Auto sind ungleich, können aber äquivalent sein. Wenn sie beide als Fortbewegungsmittel betrachtet werden oder wenn ihr Kaufpreis identisch ist.

25. Identität als Progression, als Totalität, Synthese, Funktion sind Ordnungsformen, die das Ungleiche nicht ausschließen, sondern einschließen, wie die einfachste Ordnung des Ungleichen, Raum und Zeit. Widerspruch und Äquivalenz gehören zu Identität, weil erst die Identität, das Gleiche gleich, das Ungleiche ungleich setzt.

26. Die Identität produziert Identität, die Ordnung produziert Ordnung. Das heißt, es muss etwas sein, das identifiziert und geordnet wird. Also etwas, das verschieden ist oder noch keine Ordnung besitzt. Von der Ordnung her gesehen, ist dieses Etwas etwas Verschiedenes. Das Etwas hat noch keine Bestimmung, noch keine Qualität. Es hat aber auch nicht den Charakter des Nichtseins. Das Etwas ist das, was nicht identifiziert ist. Dieses Etwas erwirbt erst durch die Identität und den Differenzierungen seine Bestimmungen. Für die identifizierenden Ordnungsformen ist das Etwas, das, was in Eines und Anderes geteilt wird. Es ist das, was sich identifizieren lässt. Was nicht identifizierbar ist, ist auch kein Etwas. Es ist auch nicht nicht-seiend oder gar das Nichts, es ist das Jenseits der Identität.

27. Es gibt nicht die einfache Ordnung. Die einfache Ordnung lässt sich in andere differenzieren. Neben den Formen der Gleichheit, die der Totalität, der Synthese, der Funktion und die der Äquivalenz und des Widerspruchs. Von der Gleichheit, also der Gleichsetzung des Gleichen, entwickelt sich die Gleichsetzung des Ungleichen. Damit ergreift die Identität auch das, was sie bisher, als Identität des Einen, ausschließt: den Widerspruch. Das Andere wird als Gegenteil im Identitätssatz integriert. Es ist eine Entwicklung im Sinne einer Veränderung, weil der Vergleich nicht mehr nur Gleiches gleicht setzt, sondern auch Ungleiches mit Gleichem vergleicht. Differenzierung, Ausdehnung, Veränderung bilden sich also dann, wenn Ungleiches integriert wird. Die Veränderung beginnt, wenn das Ungleiche gleichgesetzt ist. Das Ungleiche ist jedoch nicht gleich. Aber weil es gleich sein soll, rüttelt das Ungleiche an der Ordnungsform selbst, die das Ungleiche gleich setzt. Gesucht ist eine Ordnungsform, die das Ungleiche in Gleiches überführt. Das führt zu den neuen oder veränderten Ordnungen wie Totalität, Funktion, Äquivalenz und nicht zuletzt zur Ordnung des Widerspruchs, die das Ungleiche gleich setzt. Dabei wird aber der Identitätsraum, als Totalität des Ungleichen, nicht verlassen. Denn die Identität zeigt am Ungleichen, dass es ungleich ist, indem sie das Ungleiche gleich setzt.

28. Die Entwicklung weiterer Ordnungsformen führt dazu, dass auch diese Ordnungsformen differenziert werden müssen, um präzis zu bleiben. Aus der einfachen Gleichheit präzisieren sich die Symmetrie, Gleichartigkeit,

Gleichwertigkeit, Gleichgewicht oder Äquivalenz und Funktionsgleichung. Diese Arten geben keinen Präzisionsgrad an, sie sind selbst Arten der Präzision, indem sie im Verschiedenen nach dem sucht, was irgendwie vergleichbar sein könnte oder nach Veränderlichem einer möglichen Funktion oder Totalität.

29. Von der Progression her gesehen, lässt sich das Auseinander von Ordnung und dem Einen und dem Anderen, das sich durch den Vergleich einstellt, schon, der Anlage nach, in der Selbigkeit zu entdecken. Das Eine als das Selbe entwirft von sich aus, weil es sich wiederholt, die Identität von A=A. Es besteht somit auch eine Identität zwischen der Ordnungsform und dem Ordnungsinhalt. Das Auseinander ist jedoch keine Abkopplung. Es ist das Gleiche im Gleichen, das zur Gleichsetzung führt. Ordnungsform und Ordnungsinhalt sind identisch. Das zeigt sich daran, dass sich je nach Inhalt die Ordnungsform präzisiert, wie umgekehrt die Ordnung den Inhalt formiert.

30. Die Gleichsetzung des Ungleichen indiziert die Möglichkeit, Ordnungsform von Ordnungsinhalt zu trennen. Die Abkopplung führt zur Paradoxie. Diese Paradoxien führen nicht zu neuen Ordnungsformen, sondern zu Scheinordnungen oder Scheinidentitäten.

31. Paradoxien sind Konstrukte, die aus den bereits bestehenden Ordnungsformen resultieren. Sie setzen diese voraus. Erst nachdem das Gleiche als gleich, das Ungleiche als ungleich identifiziert wurde, können Paradoxien konstruiert werden. Sie identifizieren nicht, sondern sie montieren bereits vorhandene Identitäten oder Ordnungsformen. Deshalb sind Paradoxien überall dort konstruierbar, wo bereits Ordnungen bestehen. Der Schein kann sich nur dort bilden, wo bereits etwas ist.

32. Paradoxien sind nicht entscheidbar. Gerade die Unentscheidbarkeit ist der Sinn der Konstruktion, sonst gäbe es keine Paradoxien. Der Schein verzieht sich, wenn die Konstruktion deutlich wird.

33. Die paradoxalen Konstruktionen entstehen, wenn ein Widerspruch als Gleichheit oder eine Gleichheit als Widerspruch gesetzt werden. Kurz, wenn etwas gleichgeschlossen wird, was sich ausschließt: „'Alle Kreter lügen', behauptet ein Kreter." Sagt der Kreter nun die Wahrheit oder nicht? Es liegt folgende Konstruktion vor: Der Inhalt behauptet: das, was ausgesagt wurde, ist war. Diese inhaltliche wahre Aussage wird dementiert oder verneint durch die Aussageform: „behauptet ein Kreter". Es ist nicht entscheidbar, ob die Aussage wahr oder falsch ist. Wer die Aussage für wahr hält, betrachtet den Inhalt, wer die Aussage für falsch hält, stützt sich auf die Ordnungsform. Die Paradoxie nützt also die Identität von Form und Inhalt aus. Deshalb kann eine Paradoxie vermieden werden, wenn die Bedingung einer Aussage, die Identität von Form und Inhalt ist, dass

dergestalt kein Widerspruch zwischen Aussageform und Aussageinhalt zulässig ist. Denn die Ordnungsformen entwickeln sich aus der Selbigkeit von dem Einen und dem Gleichen. Paradoxien können auch gebildet werden, wenn ungleiche Ordnungsformen als eine identisch gesetzt werden, so im Paradox des fliegenden Pfeils, der ruht oder im Einstein'schen Zwillingsparadox: je schneller, umso jünger.

34. Eine Paradoxie ist Schein. Aber wenn in einer möglichen gesellschaftlichen Realität, die sich durch Gleichheit ausweist, es wenige gibt, die reich sind, und viele, die arm sind, so ist dies auch eine Paradoxie. Denn die Ordnungsform der Gleichheit steht im Widerspruch zum Sachverhalt, den die Form artikuliert. In einer Gesellschaft der Gleichheit müssten alle gleich reich sein. Dies nicht der Fall. Das beweist, dass die Paradoxie Schein ist und dass der Schein über den Vergleich mit etwas Drittem auflösbar ist. Dann wird klar, wodurch der Schein entsteht. Das bedeutet, dass etwas reiner Schein sein kann und trotzdem wirklich ist, ohne wahr zu sein.

3. Teil: Ordnungsformen als Qualitätsausdrücke

1. Bisherige Ordnungen waren symmetrische Ordnungen. Differenzierungen waagrechter Art. Etwas auf der linken Seite steht im Verhältnis zur rechten. Die Symmetrie ist eine Angelegenheit von links und rechts. Ein logischer Sachverhalt ist einer, der das Linke mit dem Rechten vergleicht.
   Eine logische Entwicklung ist zunächst eine, die links beginnt, sich dann als unendlicher Rapport rechts fortsetzt. Die Ordnung entwickelt sich in Zeilen, nicht in Kolonnen.

2. Die bisherigen Ordnungen vergleichen das Eine mit dem Anderen. Es ist also ein Vergleich zwischen Ganzheiten. Also Einfachheiten, die kein Innen und Außen kennen. Es sind Einfachheiten, das heißt mit einer Bestimmung, von daher sind das Innen und Außen identisch oder es gibt kein Innen und Außen. Erst wenn sich die Bestimmungen vervielfachen, findet eine Differenzierung statt. Diese Differenzierung findet sowohl als äußerliche als auch als innere statt. Die äußere ist eine der Synthese, der Totalität, der Funktion. Das differenzierte Eine ist Resultat von anderen Einheiten. Jeweilige Ungleichheiten synthetisieren sich zum Einen.

3. Innere Ordnungen sind solche, die sich aus Elementen zusammenfügen. Diese Elemente sind einfach, aber im Verbund konstituieren sie eine neue Ordnung, die nicht mehr auf die einfachen Elemente zurückzuführen ist. Die neue Ordnung ist keine der Vervielfachung der

Elemente, dergestalt, dass das je Eine zur Ordnung des Einen führt. Die Ordnung des Einen, das die Durchgängigkeit des Einen oder die Wiedererkennung wahrt, ist die Selbstähnlichkeit. Oder, das Eine wiederholt sich im einzelnen Einen. Aber die inneren Ordnungen sind solche, die aus Elementen besteht, die im Verbund, als Anhäufung oder Verteilung zu einem Ordnungsausdruck führen, der nicht mehr auf das Einzelne zurückzuführen ist. Die Ordnung ist nicht mehr mit ihren Elementen selbstähnlich. Durch die Art der Kombination ergibt sich eine Ordnung, die mehr ist als die Summe ihrer Teile oder Elemente.

4. In der äußeren Ordnung ergibt erst die Synthese die Ordnungsform. Die Dimensionen ergeben erst den Raum, der Raum selbst ist jedoch nicht etwas Neues, eine neue Qualität. Raum und Zeit sind so Sammelbegriffe. Der Fehler besteht oft gerade darin, Raum und Zeit also absolute Einfachheiten zu isolieren und dann mit anderen Einfachheiten gleichzusetzen oder zu synthetisieren, wie es schon der Titel bei Heidegger anzeigt: „Sein und Zeit“. Zeit ist dagegen die Totalität der Extensionen und nicht etwas Absolutes. Das wäre dasselbe, wollte man behaupten die Zahl 16 wäre etwas ganz anderes als die Summe der Addition 10+6, oder 8+8 oder 15+1. Es gäbe eine Zahl 16 als etwas Absolutes oder Einfaches, daneben gibt es aber auch noch zufälligerweise die Summenzahl 16, die sich dann ergibt, wenn man irgendwelche Zahlen zusammenzählt. Damit habe aber die Zahl 16 überhaupt nichts zu tun.

5. Innere und äußere Ordnungen, diese Unterscheidung stellt sich erst dann ein, weil sich innere Ordnungen ausbilden. Erst, weil es innere Ordnungen gibt, sind die vorhergehenden Ordnungen als äußere zu betrachten. Ohne die innere Ordnung ist der Ausdruck „äußere Ordnung“ sinnlos. Für sich betrachtet, sind diese Ordnungen weder innere, noch äußere. Die Identität kennt weder Innen, noch Außen, sondern Bestimmungen.

6. Die inneren Ordnungen sind neue Qualitätsformen. Ihr Kennzeichnen ist das Mehr oder Weniger. Die quantitative Anhäufung führt zu einem qualitativen Sprung. Das Quantitative bleibt nicht etwas Quantitatives. Das Quantitative ist eine neue Qualität. Diese qualitativen Ordnungsformen heißen nach Max Bense: Chaos, Struktur, Gestalt.

7. Das Chaos ist das Weniger an Qualität, hinsichtlich der Summe der Teile. Die Elemente sind ununterscheidbar, von daher auch unbestimmt. Sie sind gleich wahrscheinlich verteilt. Das Chaos ist eine Mischung gleichwertiger Elemente und Verteilung.

8. Die Struktur verzeichnet schon eine gewisse Anordnung. Sie selektiert Elemente, regelt die Wahrscheinlichkeit ihrer Verteilung und die Häufigkeit ihrer Wiederholungen. Diese Wahrscheinlichkeit führt zu Mustern. Die Struktur ist eine reguläre Anordnung. Die Struktur ist die Summe ihrer Elemente. Sie ist eine Gesamtheit, weil sich ihre Elemente assoziieren, jedoch nicht in der Struktur als Überordnung verschwinden. In der Struktur bleibt jedes Element als solches wiedererkennbar. Die Struktur verändert nicht die Elemente. Sie selektiert sie aus dem Chaos und ordnet sie nach Mustern. Die Struktur ist deshalb ein qualitatives Ordnungsmodell, weil das Muster nicht allein durch die Selektion entsteht. Die Wahrscheinlichkeitsverteilung gibt die Struktur vor, damit ein Muster entsteht, selbst wenn es als eine Art Selbstorganisation erscheinen mag.

9. Die Gestalt ist eine Konfiguration von Elementen zu einer Form. Die Wahrscheinlichkeit der Verteilung der Elemente ist am geringsten oder die Elemente sind singulär. Die Gestalt ist eine irreguläre Anordnung. Die Gestalt ist das Mehr als die Summe seiner Elemente. Die Elemente bleiben nicht als solche erhalten und wiedererkennbar. Stellt sich eine Gestalt ein, so werden die Elemente nicht mehr als Elemente begriffen, sondern als Momente der Gestalt. Die Gestalt differenziert sich in einzelne singuläre Momente, die die Gestalt konfigurieren.

10. Das Chaos ist das Alles der Elemente. Die Struktur bestimmt das Element als Einzelnes, die Gestalt als Besonderheit. Die Struktur ordnet Einzelnes zu einem Verband, der sich zu weiteren anhäuft, variiert, kombiniert, abwandelt, transformiert. Das Einzelne bleibt bestehen, selbst wenn der Ausgangsverband oder Komplex durch die Transformationen nicht mehr herstellbar ist. Eine Struktur ist damit eine Gesamtheit von Elementarteilen. Die Gestalt ist eine Ganzheit von besonderen Elementen, weil durch die Irregularität, jedes Element nur so verteilt oder nur so häufig auftreten kann, wie es der Gestaltausdruck verlangt. Jede Verlagerung oder Hinzufügung von Elementen führt zu einer veränderten Gestalt, damit zu einem anderen Gestaltausdruck. Die Gestaltform führt zur Selektion und Ordnung der Elemente. Sie determiniert die elementare Anlage, die Elemente werden zu Momenten, dergestalt, dass sie innerhalb einer Konfiguration einen anderen Charakter besitzen als im Chaos oder in der Struktur. In der Struktur bleiben die Elemente wiedererkennbar erhalten, in der Gestalt verwandeln sie sich in Gestaltfiguren oder Gestaltausdrücke.

11. Damit sind Ordnungen formuliert, die zu einer eigenen Ordnungsklasse gehören. Dergestalt kann auch diese Ordnungsklasse, der Möglichkeit nach, differenziert werden. Je differenzierter sich die Ordnungen mit ihren Elementen und im Verhältnis zu anderen Ordnungsformen ausgestalten, umso präziser müssen die Kennzeichnungen sein. Das Element einer Struktur ist etwas anderes als das einer Gestalt. Je differenzierte,

umso präziser, die Unterschiede müssen erkennbar sein. Deshalb gibt es Unterscheidungsmerkmale: Kategorien, Begriffe, Prinzipien.

12. So dienten bereits diese Kennzeichnungen von Anfang an dazu, die Identität als Regression und Progression vorzustellen. Was also ist eine Kategorie?

13. Eine Kategorie ist ein Kennzeichen. Also solches fasst sie das Gleiche zusammen und trennt das Ungleiche. Sie ist also ein Unterscheidungsmerkmal. Eine Kategorie selbst ist kein Element, also eine kleinste Merkmalseinheit. Aber sie ist etwas, auf das analytisch, zurückgeführt werden kann. Sie bezeichnet das letzte Merkmal, hinter das nicht mehr zurückgegangen werden kann. Eine Kategorie ist das Letztbegründete. Kategorien sind nicht begrenzt. Sie vermehren sich, je differenzierter sich die Ordnungen entwickeln. Als letzte Begründung sind sie einzig oder singulär, aber nicht einfach oder unteilbar. Eine Kategorie ist das, was durch nichts anderes bestimmt werden kann, als durch sich selbst. Qualität und Quantität sind Kategorien und dadurch einzig, weil das eine nicht mehr auf das andere zurückzuführen ist. Jedoch, das Quantum ist allerdings auch eine Kategorie, es besteht aber aus der Verbindung von Quantität und Qualität. Es lässt sich jedoch nicht in Qualität und Quantität aufspalten. Oder, Einzelnes und Besonderes sind verschiedene Kategorien, obwohl Einzelnes und Besonderes ihre Gemeinsamkeit in der Einzelheit haben. Letztlich unterscheiden sich Einzelnes vom Besonderen dadurch, dass das Einzelnes immer mit anderen Einzelnen gleich ist, das Besondere ist dadurch Besonderes, weil es mit anderen Einzelnen ungleich ist. Kategorien sind somit letzte Unterscheidungskriterien. Letzte Unterscheidungskriterien sind aber nichts anderes als Identitätsausdrücke. Eine Kategorie ist mit sich selbst identisch oder mit sich selbst gleich und zugleich mit dem Ungleichen ungleich.

14. Eine Kategorie ist eine Identitätsform. Von daher sind die Entfaltung und Entwicklung von Ordnungen, Ordnungsformen, qualitative Ordnungen zugleich die Entfaltung und Entwicklung von Kategorien. Die kategoriale Mannigfaltigkeit gibt den Differenzierungsgrad der Ordnung an. So sind nicht nur Einzelnes und Besonderes Kategorien, sondern auch Einfachheit, Ganzheit, Gesamtheit oder Struktur, Gestalt, Chaos. Sie gehören zu verschiedenen Ordnungen. Jede Ordnung bildet ihre eigenen Kategorien aus.

15. Von der Kategorie ist der Begriff zu unterscheiden. Der Begriff ist nicht die Totalität verschiedener Kategorien. Diese Totalität wäre eine neue Kategorie einer höheren Ordnung. Der Begriff ist etwas Zusammengesetztes. Er ist eine Verknüpfung von Kategorien, Konstanten, Elementen und Verschiedenheiten. Er ist eine Ordnung der Verschiedenheit, der sich von einem anderen Begriff durch die spezifische Anordnung und die Auswahl

des Verschiedenen unterscheidet. Ein Begriff ist nicht Synthese verschiedener Kategorien, sondern das Mehr oder der Überschuss, der sich aus dem Miteinander des Verschiedenen ergibt. Der Begriff reicht über das Identitätslogische hinaus.

16. Deshalb ist die Kategorie Sein vom Begriff Sein zu unterscheiden. Die Kategorie Sein ist die Ordnung von Wesen, Erscheinung, Existenz. Der Begriff Sein ist die Gesamtheit von Zufall, Ordnung, Gesetz, Erscheinungen, Wesenheiten. Das Sein, kategorial begriffen, ist das Sein schlechthin. Das Sein als Begriff ist je verschieden, es ist das jeweilige Sein eines Seienden oder eines Existierenden. Sein ist nicht gleich Sein, obwohl das eine Sein wie das andere sein kann.

17. Das ist der Fehler Heideggers. Er setzt Sein als Kategorie und Sein als Begriff gleich. Und beginnt dann, nach Belieben, ein Wechselspiel. Unter dem Aspekt der Existenz thematisiert er das existenzielle Moment Zufall und gleichzeitig setzt er das existenziell-begriffliche Zufällige als kategoriales Seinswesen. Der Zufall ist dann nicht der Existenz zugehörig, sondern ist ein Kennzeichen des Seins.

18. Damit wird auch der Unterschied von Prinzip und Axiom deutlich. Axiom ist die kategoriale letzte oder erste Einheit. Differenzierungen müssen auf das Axiom zurückgeführt werden können. Das Axiom der Kategorien ist der Identitätssatz. Das Prinzip ist die letzte oder erste Einheit des Begriffs. Das Axiom ist in den verschiedensten Kategorienbildungen wieder aufzufinden, weil die neuen oder entwickelten Kategorie-Ordnungen in Abhängigkeit zum Axiom gebildet sind. Es besteht eine Fernwirkung zwischen Axiom und den verschiedensten Ordnungsformen. Das Prinzip kann sich in verschiedensten Begriffsbildungen artikulieren. Es besteht allerdings nur der Möglichkeit nach. Ein Begriff kann ganz prinzipienlos für sich stehen. Begriffskonfigurationen verwirklichen nicht notwendigerweise ein Prinzip. Eine Begriffskonstruktion, die sich nicht aus einem Prinzip ergibt, könnte aber Prinzipielles oder prinzipielle Momente enthalten. Notwendige Axiome verbinden die differenzierten kategorialen Ordnungen, mögliche Prinzipien verbinden die begrifflichen Ordnungen. Axiom und Prinzip sind, das was allen logischen Ordnungen und allen Begriffskonfiguration gemeinsam ist.

19. Die Definition von Prinzip und Begriff führt nun zur Klärung des Verstehens. Erklären heißt, mit kategorialen Mitteln, somit mit dem Identitätssatz, Sachverhalte zerlegen. Das Erklären zielt auf die logischen Elemente oder auf das Logische von Ordnungsformen. Was nicht in erklärt werden kann, ist für die Erklärung auch nicht vorhanden. Für die Erklärung ist das Nichterklärbare das Ungleiche, also das, was nicht seiend ist. Die Grenze des Erklärens ist das Unerklärliche, also, das, was sich dem Identitätssatz entzieht. Das Verstehen gehört in den Bereich des Begriffs. Gegenüber der Kategorie ist der Begriff das Umfassendere, gegenüber dem Erklären ist das Verstehen das Umfassendere. Verstehen sucht die Begriffskonfiguration auszulegen. Das Verstehen, und

darin geht es über das Erklären hinaus, sucht das Gleiche zu erklären und zugleich zu verdeutlichen, warum der Begriff auch Ungleiches oder Zufälliges enthält. Es intendiert, das Logische wie das Alogische zu erfassen. Verstehen desintegriert nicht das Ungleiche, denunziert es nicht als etwas Nichtseiendes, sein Thema ist auch das Unerklärliche. Das Verstehen macht durchsichtig, warum sich Dinge oder Elemente notwendigerweise assoziieren, ohne dass es die Assoziation logisch erklären könnte. Das Kriterium des Verstehens ist die Evidenz, das des Erklärens die Identität A=A.

20. Welt ist keine Kategorie. Oder, Welt ist dann eine Kategorie als Kategorie aller Kategorien, wenn die Behauptung aufgestellt wird, Welt sei ein logisch-axiomatisches System. Dies behauptet Wittgenstein, wenn er axiomatisch postuliert: Die Welt ist alles, was der Fall ist. Denn es ist, nach ihm, nur das der Fall, was sich durch die Logik erfassen lässt.

21. Welt ist ein Begriff, der Begriff aller Begriffe. Als solche ist sie die Totalität dessen, was der Fall sein kann, das Logische wie das Alogische. In diesem Sinne hat sie keine Grenzen, wohl aber Schranken wie zwischen dem Logischen und dem Alogischen.

22. Wäre die Welt eine Kategorie aller Kategorien, dann gäbe es unendlich viele Welten, die sich axiomatisch gleichen. Es wären alles Identitätswelten, weil sich die Identität durch Wiederholung vervielfältigt. Die Welt ist ein Begriff, weil sie singulär ist. Die Singularität ist eine abgebrochene Wiederholung. Sie besteht aus Wiederholung und Nicht-Wiederholbarkeit.

23. Von daher kann sie nur beschränkt erklärt werden, aber das Verstehen hat keine Grenzen.

24. Die Entwicklung von Ordnungsformen unterliegt keinen Schranken. So kann auch eine Ordnung in die andere ohne Informationsverlust überführt werden. So der Komplex von Substanz und Akzidenz. Eine Substanz wird durch Akzidenzen oder Eigenschaften bestimmt. Etwas ist dadurch etwas, dass es Bestimmungen besitzt, die Andere nicht besitzen. Dies lässt sich als Menge darstellen. Die Substanz ist die Menge M, die aus den Elementen a, b, c, d, besteht. Die Substanz selbst ist dabei nicht von der Summe der Akzidenzen oder deren Menge zu unterscheiden. Sie ist nicht eine Menge aller Mengen oder die Substanz aller Substanzen. Es ist ein theologisches Problem, dass die Substanz selbst noch von jener Substanz als Totalität aller Akzidenzen zu unterscheiden wäre. Es gilt die Identität des Ununterscheidbaren von Leibniz. Wenn alle Akzidenzen einander gleich sind, dann sind auch die Substanzen gleich; sie lassen sich nicht voneinander unterscheiden.

25. Eine andere Frage ist, ob Akzidenzen der Substanz zukommen oder ob die Substanz die Akzidenzen enthält. Im ersten Fall ist dann die Substanz eine Synthese, im zweiten Fall wird die Substanz analytisch entwickelt.

26. Das hat Folgen für den Substanzbegriff: Ist die Substanz Synthese, dann gibt es keine, sondern die Welt ist ausschließlich eine von Akzidenzen, Eigenschaften, Erscheinungen, Elementen, die vielleicht die Vorstellung einer Substanz hervorrufen könnten. Akzidenzverknüpfungen oder Ordnungskomplexitäten lassen dann höchstens den Gedanken von Substantialität zu.

27. Oder die Substanz ist die Allheit der Akzidenzen oder die Fülle, die alles enthält. Dann sind die Akzidenzen Eigenschaften der Substanz, die sich durch sie in Erscheinung bringt. Dies ist bei Hegel der Fall. Sein spekulativer Satz lautet: Die Substanz ist das Subjekt. Die Substanz entlässt sich ins Subjekt, das heißt, sie verlässt den Zustand der Passivität und wird tätig. Die Tätigkeit des Subjekts besteht darin, sich zu objektivieren. Diese Objektivierung geschieht durch die Produktion von Eigenschaften, die dann gleichsam rekursiv der Substanz ihr Gesicht verleihen. Das Substanz-Subjekt entfaltet sich über die Eigenschaften zu ihrem eigenen Objekt. Diese Entfaltung ist ein Prozess, der dann zur Ruhe kommt, wenn sich das Subjekt in das Objekt entäußert hat, also dann, wenn sich die Subjekt-Objekt-Identität einstellt. Die Substanz ist am Anfang Fülle oder das Alles, am Ende ist sie Identität von Subjekt-Objekt. Die Substanz entäußert sich, dies ist ein Prozess und dieser Prozess ist die Geschichte. Allerdings wird erst am Ende der Weltgeschichte erkennbar, was die Substanz ist, obwohl die Substanz ihr Ursprung ist.

28. Substanz löst sich in Substanzielles oder in Substantialität auf. Der genaue Ausdruck des Ungenauen heißt Substrat.

29. Substanzielles wird somit dadurch artikuliert, indem einem Subjekt etwas zugesprochen wird oder nicht. Dafür ist die Urteilsform zuständig. Ein Urteil ist eine Form, indem ein Prädikat ein Subjekt bestimmt: S ist P. Das Urteil ist eine Identitätsform oder eine Ordnung, die feststellt, ob das Prädikat mit dem Subjekt gleich ist oder nicht. Wenn ein Prädikat dem Urteilssubjekt zukommt, dann ist das Urteil wahr, falls nicht, ist es falsch. Es gibt verschiedene Urteilsformen. Und die Kunst des Urteilens besteht darin, aus mehreren Urteilen auf neue Urteile zu schließen. Berühmt berüchtigt ist der Syllogismus. Weniger von Interesse sind analytische Urteile wie „Alle Schimmel sind weiß", weil sich das Prädikat aus dem Subjekt ergibt. Sie werden deshalb auch Tautologien genannt. Das eigentliche Feld sind die synthetischen Urteile, wenn also einem Subjekt ein Prädikat zukommt, das nicht im Subjekt enthalten ist. Analytische Urteile vertiefen die Erkenntnis, synthetische Urteile erweitern sie.

30. Urteilsschlüsse sind Beziehungen von Urteilsformen. Es sind Fallentscheidungen von mindestens zwei Urteilen, dies gilt auch, wenn die einfachste Urteilsform A=A ist. Solche Arten sind „Wenn-Dann“, „Entweder-Oder“ und „Weder-Noch“ also des Ein- und Ausschließens, der Konjunktion, Disjunktion, Disparatheit.
31. Auch diese Beziehungen sind waagrecht. Auch im Urteil, Aussage, Satz, Sachverhalt, Relation, die das Eine, das Andere und Ganz Andere aufeinander beziehen, um dann die Wahrheit oder Falschheit, die Vergleichbarkeit und Unvergleichbarkeit, die Verträglichkeit oder den Nicht-Bezug festzustellen, sind symmetrische Beziehungen oder Links-rechts-Bezüge, auch wenn die Schlussfigur unten steht. Es sind Reihungen.

32. Senkrechte Beziehungen sind Deduktion, Induktion, Abduktion. Die Deduktion ist die Ableitung aus einem Axiom, einer Regel, einem Gesetz das nun auf den Einzelfall anzuwenden ist, um diesen zu bestimmen oder zu identifizieren. Die Induktion schließt von mehreren Sachverhalten, Einzelereignissen, Fällen, Gegebenheiten auf eine übergeordnete Gemeinsamkeit oder eine Regel. Die Abduktion oder die Hypothese sucht über die Gegebenheiten eine Regel, die das Einzelereignis erklärt.

33. Diese senkrechten Beziehungen sind Grund-Folge-Verhältnisse. Aus dem Grund ergeben sich Ableitungen oder Folgen, wie umgekehrt von den Folgen auf den Grund geschlossen wird. Das Grund-Folge-Verhältnis wird auch als Satz vom Grund definiert. Im Grund-Folge-Verhältnis wird die Frage nach dem Warum thematisch. Warum ist etwas so und nicht anders? Weil das Etwas etwas ist und nicht das Andere. Der Kern des Satzes vom Grund ist auch hier der Identitätssatz. Denn es wird nach dem Identischen in den Folgen gefragt. Also nach dem, was die Folgen auslösen. Das ist der allen Folgen gemeinsame Grund, die Identität.

4. Teil: Vom Verhältnis zum Vorgang

1. Verhältnisse sind statische Vergleiche. Befragt wird die Deckungsgleichheit des Einen mit dem Anderen. Bewegung kommt in die Ordnungsformen, wenn es sich um Ordnungen synthetischer, totalitärer, funktionaler Art handelt, also bei qualitativen Ordnungsmodellen, wenn sich Elemente zu übergeordneten Einheiten zusammenschließen. Die Identifikation von Einem auf Eines und auf Anderes ist statisch, weil es eine Abgleichung ist, die sich immer wiederholt. Bilden sich neue Gestalten, die nicht mehr selbstähnlich mit den Elementen sind, aus denen sie bestehen, dann sind dies dynamische Verhältnisse. Auch Schlüsse, Folgerungen sind statisch, weil sie ihren Grund im Identitätssatz haben. Der dynamische Schein ist nur der Resultat der Verkürzung. Die Identität, Gleichsetzungen, Beziehungen, Schlüsse haben statisch zu sein, um eben das Bewegte, die Veränderungen also das Dynamische zu bestimmen. Um im Fluss der Verwandlung immer das Eine, das Andere, das Ganze Andere wiederzuerkennen. Von den Verhältnissen sind somit die Vorgänge zu unterscheiden.

2. Die Vorgänge werden mit Hilfe von Gesetzen beschrieben. Gegenüber den Ordnungszuständen bestimmen Gesetze Wirkverhältnisse. Das eine wirkt auf das andere oder es gibt eine Zusammenwirkung oder eine Wechselwirkung. Das ist der Unterschied zur logischen Statik. Wenn A=B ist und B=C, dann ist A=C, das ist ein logischer Schluss, aber kein dynamischer Vorgang, weil A nicht auf B einwirkt, um C zu erzeugen.

3. Die Logik kann zwar die Gleichheit oder Ungleichheit von Ursache und Wirkung feststellen, aber sie kann nicht den Vorgang der Wirkung erklären,

4. Die Nacht folgt auf den Tag, das ist logisch, aber ob dies ein kausales Verhältnis ist, kann die Logik nicht erkennen. Durch den Satz vom Grund, also dem Grund-Folge-Verhältnis ist es ihr möglich, ein astronomisches Erklärungsmodell zu liefern. Die Tag-Nacht-Folge hat ihren Grund in der Erdumdrehung, nicht etwa darin, dass der Tag die Nacht verscheucht.

5. Kausalität ist wie die Identität eine Vereinfachung und eine Ordnungsform. Vorgänge, Bewegungen werden durch die Kausalität geordnet. Die Kausalität teilt den Vorgang in ein Verhältnis. Es gibt das Eine und das Andere. Das Eine ist dabei die Ursache, das Andere die Wirkung.

6. Die Ursache ist das Unbewegte, die Wirkung ist das in Bewegung Gebrachte. Die Ursache ist der Ursprung der Bewegung, die Wirkung die Bewegung selbst. Von daher ist von der Bewegung auf die Ursache zu schließen. Die Kausalität ist somit ein Identitätsverhältnis, weil Ursache und Wirkung gleich sind. Es ist aber auch ein Urteilsschluss, weil von der Wirkung auf die Ursache geschlossen wird. Eine Ursache ist nur vorhanden, weil es eine Wirkung gibt. Ohne Wirkung gibt es keine Ursache, weil dann die Ursache das Unbewegte wäre. Eine Ursache ohne Bewegung ist keine.

7. Die Grenze der Logik ist der Identitätssatz. Kausale Vorgänge erreicht sie nicht. Werden kausale Vorgänge in eine logische Ordnung transformiert, so verwandelt sich die Kausalität in Zirkularität. Die Zirkularität ergibt sich aus dem Verhältnis von A=A, weil dies auch als zirkulär interpretiert werden kann, insofern als sich A zu sich selbst, zirkulär verhält.

8. Kausale Beziehungen sind nicht zirkulär, weil sie einen Anfang und ein Ende setzen. Deshalb sind sie nicht auf logische Verhältnisse zurückzuführen. Werden kausale Verhältnisse als logische interpretiert, so erscheinen sie als zirkulär, aber zirkuläre Zustände können nicht in Kausalität überführt werden. Es gibt somit keine Überschneidung von logischer Zirkularität und Kausalität, trotz vieler Versuche der Logiker, Kausalität als abgeleitete Zirkularität zu deuten.

9. Vorgänge im atomaren und subatomaren Bereich sind zirkulär, so auch im Kosmos. Das mag sein, aber, wenn ein Atom beschossen wird, gibt es eine Kettenreaktion. Oder, wenn ein Atom beobachtet wird, führt der Beobachtungsakt dem Atom Energie zu, dadurch wird das Atom beeinflusst. Das kosmische Geschehen mag zirkulär sein, aber wenn ein Komet auf die Erde stürzt, dann ist dies ein kausaler Akt.

10. Zirkulär sind Zustände, kausal sind Vorgänge oder Verhältnisse, also Eingriffe oder Veränderungen, Durchbrüche oder anthropomorph gesprochen: Entscheidungen, die in die gewohnte Zirkularität eingreifen und einen Richtungswechsel vornehmen, den es vorher noch nicht gab.

11. Grund-Folge ist ein Formverhältnis: Alles hat einen Grund. Folgen können mittels des Identitätssatzes auf den Grund zurückgeführt werden. Ursache-Wirkung ist ein Vorgang. Wirkungen werden aufgrund von Gleichsetzungen auf Ursachen bezogen. Es besteht somit eine Gleichartigkeit von Wirkung und Ursache. Da es sich um einen Vorgang oder um eine Übergabe handelt, ist die Ursache etwas, das etwas in Bewegung bringt, oder sie ist eine Kraft. Dies wird an der Wirkung sichtbar. Es besteht nicht nur eine Gleichartigkeit, sondern auch eine Gleichheit. Die ursächliche Kraft ist mit der Wirkung gleich. Gleichheit und Gleichartigkeit zwischen Ursache und Wirkung lassen sich erst erkennen, wenn eine kleine Ursache eine große Wirkung hervorbringt und umgekehrt.

12. Wenn eine Ursache wenig oder viel bewirkt, beweist dies, Kausalität vereinheitlicht das Verschiedene oder trennt die Welt in Ursache und Wirkung. Eine Verminderung oder Verstärkung des Verhältnisses ist möglich, weil sich die Kausalität in einer Welt befindet, nicht die Welt selbst determiniert. Andere Kausalketten durchkreuzen, hemmen oder verstärken die Wirkungen.

13. Wenn sich Kausalverhältnisse zu Kausalreihen oder Kausalnetzen zusammenschließen, können sich die Wirkungsweisen graduell ändern, aber damit ergibt sich noch keine Wechselwirkung. Denn die Gesamtwirkung kann auf Kausalität zurückgeführt werden, insofern als eine Wirkung auch Ursache einer anderen Wirkung sein kann.

14. Von Wechselwirkung ist dann zu sprechen, wenn sich Ungleichartiges zusammenschließt und zusammenwirkt. Das ungleichartige Wechselverhältnis unterminiert auch die Gleichheit von Wirkung und Ursache. Die ungleichartige Wechselwirkung führt zur Synergie, zum Vermehrenden oder zu einem neuen Startingpoint. Es stellt sich als Resultante etwas ein, das vorher im jeweilig Ungleichartigen nicht vorhanden war.

15. Schopenhauer behauptet, es gäbe keine Wechselwirkung, nur Kausalität. Denn die Wechselwirkung lasse sich in kausale Vorgänge zerlegen. Dagegen spricht die moderne Physik von vier fundamentalen Wechselwirkungen, die eben nicht in Kausalität auflösbar sind, nämlich die Wechselwirkung von Kräften auf Körper, Teilchen oder Massen, von Materie und Feld.

16. Bleiben Kausalreihen und Wechselwirkungen nebeneinander bestehen, dergestalt, dass sie sich gegenseitig stabilisieren, handelt es sich um einen Antagonismus.

17. Die Wirkung führt zur Ursache, die Wechselwirkung zum Resultat. Erst die Teleologie setzt das Ergebnis eines Vorganges als Ursache. Der Zweck veranlasst dazu, eine Kausalität oder eine Wechselwirkung in Gang zu bringen. Deshalb ist der Zweck zugleich Zweckursache. Dabei ist die Teleologie keine umgekehrte Kausalität. Die Ursache wird nicht durch den Zweck ersetzt, der Zweck geht von der Ursache aus, um ein beabsichtigtes Ziel zu erreichen. Kausalität ist ein Wenn-Dann-Verhältnis, Teleologie ist eine Um-Zu-Beziehung. Das Wenn-Dann-Verhältnis wird derart teleologisch umgebaut, damit es Teil der Um-Zu-Beziehung sein kann. Der Zweck gibt der Kausalität eine Richtung oder Finalität. Oder die Kausalität erfüllt einen Zweck, gewinnt durch den Zweck einen Sinn.

18. Die Zweckursache setzt Kausalität und Wechselwirkung voraus. Denn, wenn nichts geschieht, ist auch kein Zweck zu finden. Dann herrscht reine Identität oder die chaogene Ordnung der Entropie. Die Teleologie bestimmt Kausalität und Wechselwirkung als Mittel zum Zweck. Wirkungen und Wirkungsweisen werden dazu benützt, um einen Zweck zu erreichen.

19. Der Zweck ist eine funktionale Totalität. Funktionselemente werden als Mittel bezeichnet. Das bedeutet, die Mittel realisieren den Zweck, aber sie kommen im Zweck nicht zum Vorschein, im Gegenzug zur Kausalität.

20. Der Zweck ist das Ungleichartige, das sich im Verhältnis zum Mittel einstellt.

21. Der Grund ist das Gleiche, das sich in allen Folgen wiederholt. Die Ursache ist das Gleiche, das sich in der Wirkung wiederfindet. Jedoch ist nicht aus den Mitteln der Zweck abzuleiten. Der Zweck ist eine Funktion von Mitteln. Daraus ergibt sich: Kausalität, Wechselwirkung sind Verknüpfungen, der Zweck ist eine Ordnungsform.

22. Der Zweck ist eine totalisierende Ordnung. Er totalisiert Vorgänge, damit sind Kausalität und Wechselwirkung Mittel der Totalisation.

23. Zweck ist eine Ordnungsform. Kausalität ist ein Verhältnis. Von daher gehören Kausalität und Zweck nicht in eine gemeinsame Ordnung von Ursachen. Zweck ist eine selbstständige Ordnungsform, auch wenn sie auf die Zweck-Mittel-Relation reduziert wird. Diese Relation ist eine falsche Vereinfachung, die nach dem Vorbild von Ursache und Wirkung gebildet ist. Sie verkennt das Ungleichartige im Zweck-Mittel-Bezug gegenüber der Gleichheit von Wirkung und Ursache.

24. Der Zweck ist somit eine Organisationsform von Vorgängen. Diese gehört zu den totalisierenden Ordnungen wie die Zeit, der Raum, das Chaos, die Struktur, die Gestalt.

25. Von daher ist für jene, die alles in Relationen oder Gleichungen auflösen, die Zweckursache ein Mysterium. Sie ersetzen den totalisierenden Zweck durch die Weltformel, die totalisierende Ordnung durch das Weltbild.

26. Die Zweckursache als geschlossene Totalität ist das System. Ein System ist dann installiert, wenn eine Gesamtheit in eine Ganzheit überführt wird. Jedes System ist somit Selbstzweck. Zweckmäßige Systeme sind differenzierte Organisationsformen, sie können kohärent sein wie die axiomatische Deduktion, organisch wie der Mensch, künstlich wie ein Kunstwerk oder der kybernetische Regelkreis von Ist- und Sollwert, von Fühler und Regler, apparativ wie eine Ölheizung.

27. Erst im System als Selbstzweck erklärt sich die Zirkularität. Die Identität von A=A ist die einfachste und abstrakteste Zirkularität, weil die Selbigkeit von A auch als zirkulär von A zu A definiert werden kann. Aber erst im System hat sie ihren Ort. Das System definiert sich durch Rückkopplung und damit mit der Möglichkeit der Selbstregulation oder Selbstkorrektur. In einem System ist das Zirkuläre notwendig, sonst wären diese Korrekturen nicht möglich. Eine Abweichung vom Bisherigen führt dank der zirkulären Anlage des Systems entweder zur Anpassung an den neuen Zustand oder zur Angleichung an die geltende Norm.

5.Teil: Identität und Information

1. Identität, Ordnungen, Verhältnisse, System sind sprachliche Ausdrücke, die für nichtsprachliche Sachverhalte stehen. Es sind Kennzeichnungen, Beschreibungen von etwas oder sie stehen für etwas. Mit sprachlichen Mitteln werden nicht die Sprache, ihre Grammatik und ihr Vokabular, artikuliert, sondern Denkverfahren oder grundlegende Verhältnisse des Denkens. Das Denken ist nicht nur eine Tätigkeit, sondern auch ein Wissen. Ohne Wissen kann es nicht tätig werden, weil es nicht weiß, was es denken soll. Denken ist wissende Anwendung und rückkoppelnde Korrektur. Insofern ist es zirkulär. Das Denken denkt nicht das Wissen, es weiß etwas und dieses Gedachte ist Information. Die Information kann sich in Sprache, Zahlen, Bildern ausdrücken oder auch in Zeichen. Wie auch Sprache und Bilder in Zeichen umgesetzt werden.

2. Zeichen besitzen keinen Erkenntniswert, sondern einen Informationswert. Ein grüner Apfel weist daraufhin, dass er noch nicht reif ist, eine grüne Ampel, dass der Fußgänger nun die Straße überqueren darf.

3. Die Erkenntniswelt geht der Zeichenwelt voraus. Denn Voraussetzung ist die Erkenntnis dessen, was dann erst als Zeichen benützt wird. Alles und jedes kann als Zeichen dienen wie ein Sachverhalt durch Buchstaben, Kürzel, Zahlen abgebildet werden kann. Die Zeichenwelt bildet somit die Erkenntniswelt ab. Damit die grüne Ampel als Zeichen fungieren kann, ist die Identifikation der Ampel als Ampel Voraussetzung.

4. Ein Zeichensystem ist die Mathematik. Mit Hilfe von Zahlen und Verknüpfungszeichen wird eine abstrakte Zeichenwelt aufgebaut. Allerdings beschränkt sich diese auf das Gebiet der Quantität. Die Semiotik bezieht sich auf die Welt möglicher Gegenstände und Ereignisse. Sie bildet sie mit Zeichen ab, dergestalt, dass die Information zunimmt.

5. In der Lebenswelt ist das Sprachspiel ein Zeichensystem der täglichen Kommunikation. Dabei wird klar, zwischen Sprache und Welt besteht kein Abbildungsverhältnis. Bedeutung und Sinn ergeben sich aus der Verwendung der Wörter, nicht aus dem Seinszustand der Welt.

6. Information als Zeichenwelt akkumulieren Kenntnisse, aber nicht notwendigerweise Erkenntnisse. Es besteht weder Kausalität, noch Wechselwirkung zwischen Informations- und Erkenntnisstand. Die Informationen nehmen zu, dagegen können die Erkenntnisse abnehmen.

7. Erkenntnisse sind notwendigerweise Informationen. Informationen sind nicht notwendigerweise Erkenntnisse. Wenn das Fieberthermometer eine bestimmte Temperatur anzeigt, so ist dies noch keine Erkenntnis, ob der Patient gesund oder krank ist. Der Kontostand eines Bankkunden gibt noch keine Auskunft darüber, ob der Kontoinhaber arm oder reich ist.

8. Im Gegensatz zu Erkenntnis bedarf die Information der Absicherung durch die Erkenntnis, auch die Information bedarf der Prüfung durch den Satz vom zureichenden Grund und des Identitätssatzes. Nicht die Erkenntnis, wohl aber die Information kann manipuliert werden.

9. Information ist Repräsentation. Repräsentationszeichen bilden eine eigene Sprache aus, den Kode. Die einfachste Kodierung ist die Digitalisierung. Sich in Besitz der Information bringen heißt Dekodierung.

10. Information wird kommuniziert, Erkenntnis beansprucht Geltung. Die Wirklichkeit wird erkannt und als Information kommuniziert.

11. Es besteht keine Identität von Zeichen, den Bausteinen der Information, und Bezeichnetem. Die Information simuliert die Welt möglicher Gegenstände und Ereignisse. Die Welt liefert keine Zeichen, sie liefert Daten, die als Zeichen kodiert werden.

12. Die Informations- oder Zeichenwelt ist eine Parallelwelt zur wirklichen. Als solche ist sie eine Simulationswelt. Als simulierte ist sie auch eine manipulierte Ordnungsform, weil sie die ihr zur Verfügung stehenden Daten gemäß ihrer Zeichenlogik strukturiert. Als simulierte bezieht sie sich auf die Wirklichkeit, als manipulierte auf die logische Ordnung.

13. Kosmologische Modelle oder Modelle über den Feinbau der Materie sind simulierte-manipulierte Zeichenwelten. Sonde, Radargerät oder Elektronenmikroskop, Blasenkammer liefern Daten, die zur Information verarbeitet werden, um dann Modelle zu erstellen, die durch weitere Modellversuche, also Simulationen und Manipulationen, verifiziert oder falsifiziert werden.

14. Deshalb ist es nicht entscheidbar, ob eine Information oder eine Desinformation vorliegt. Denn die Grundlage sind Daten, nicht aber Erkenntnisse.

15. Was aber sind Daten? Wenn ein Theaterbesucher während einer Aufführung plötzlich „Feuer“ ruft und damit eine Panik auslöst. Dann meldet er etwas. Das Wort „Feuer“ ist ein Zeichen, als solches transportiert es die Information: „Es brennt.“ Aufgrund dieser Information fällt jeder Theaterbesucher die Entscheidung, so schnell wie möglich das Theater zu verlassen. Der Informant ist nicht derjenige, der das Feuer erkennt, sondern er ist

nur der Datenträger. Die anderen Besucher vertrauen darauf, dass derjenige, der den Ausruf tätigt, im Besitz des Datums, also in Kenntnis der Gefahr oder im Wissen um die Gefahr, ist. Ob es wirklich brennt oder ob es nur ein Ulk war, also eine Fehlinformation, ist nur am realen Feuer zu erkennen, das sich ausbreitet, nicht einmal an der Rauchentwicklung, denn diese ist wiederum nur ein Zeichen oder ein Hinweis auf das Feuer.

16. Erkenntnis und semiotische Informationsverarbeitung beziehen sich auf verschiedene Grundlagen. Erkenntnis geht auf den Realgrund, die semiotische Repräsentation auf den Erkenntnisgrund. Die kategoriale Erkenntnis bestimmt axiomatisch-deduktiv das, was ist, also die Wahrheit der Realität. Die Repräsentation stellt die Realität als Zeichenwelt vor.

17. Die Erkenntnis ist auch Information, bildet ein Zeichensystem aus, aber sie begnügt sich nicht damit. Sie übergreift das Repräsentierte. Sie geht auf das, worauf sich das Zeichensystem bezieht. Denn das Zeichen ist kein Selbstzweck. Es ist Zeichen für oder von etwas, also Hinweis auf oder Nachricht von etwas. Die Erkenntnis thematisiert die Zeichenwelt, die Realität als Bezugswelt der Zeichen und die Relation oder Korrelation von Zeichen- und Realitätswelt.

18. Erkenntnis zielt auf das Sein, das die Semiotik repräsentiert und interpretiert.

19. Erkenntnis und Semiotik beziehen sich auf verschiedene Gründe, die Erkenntnis auf den Realgrund, die Semiotik auf den Erkenntnisgrund. Der Realgrund gibt die Ursache an, die zu einer bestimmten Wirkung führt, während der Erkenntnisgrund auf eine Ursache verweist, die etwas bewirkt. Der Erkenntnisgrund ist immer ein Hinweis oder ein Symptom wie ein Diagramm oder ein Messinstrument, das ein kausales Geschehen diagnostiziert.

20. Auch Information hat ihre Logik und Ordnung. Das ist Thema der Semiotik. Der konsequenteste Aufbau einer Zeichenlehre wurde von Peirce und in dessen Nachfolge von Max Bense und der Stuttgarter Schule geleistet.
21. Die erkenntnistheoretische Grundlage ist der Identitätssatz oder die Identifikation. Das Zeichen ist als Zeichen zu erkennen oder zu identifizieren.

22. Das Zeichensystem hat drei Universalkategorien zur Grundlage, die Erstheit, die Zweitheit, die Drittheit.

23. Die Erstheit ist das, was es ist, unabhängig von jeder Beziehung. Die Zweitheit ist das, wie es in Beziehung zu etwas anderem ist. Die Drittheit ist das Etwas in Beziehung zu etwas anderem und zu etwas ganz anderen.

24. Erstheit, Zweitheit, Drittheit sind somit keine Substanzen oder Elemente, sondern Zustände und zwar Zustände, in dem sich das Etwas befindet. Das Etwas befindet sich in einem Verhältnis oder in einer Relation. Im Zustand der Erstheit befindet sich dieses Etwas im

Zustand der Null-Relation oder erkenntnistheoretisch ausgedrückt: im Zustand der Selbstidentität. Im Zustand der Zweitheit befindet sich das Etwas in einer Relation zu einem anderen Etwas. Und in der Drittheit steht das Etwas in Relation zum Anderen und zum Ganz Anderen.

25. Die Drittheit ist somit die kleinste Einheit des Denkens. Die Zweitheit ist die Ebene des Vergleichs oder der Setzung von gleich/ungleich. Die Erstheit ist die Feststellung oder die Identifizierung, dass A mit A identisch ist. Die Drittheit ist die kleinste Einheit des Denkens, weil sie die Ordnung der Relationen, einschließlich der Null-Relation, ist.
26. Das hat Folgen für das Zeichen: Jedes Zeichen ist nur dann ein Zeichen, wenn es vollständig ist, vollständig ist es, wenn es dreifach bestimmt ist. Ein Zeichen ist eine Drittheit oder eine Totalität einer triadischen Relation.

27. Die drei Relationen, die ein Zeichen zu einem Zeichen erst machen, sind: der Mittelbezug, der Objektbezug, der Interpretantenbezug.

28. Der Mittelbezug bezeichnet das Etwas, das als Zeichen dient. Der Objektbezug kennzeichnet das Verhältnis des Zeichens zu dem Objekt, für das es steht. Der Interpretantenbezug gibt dem Zeichen eine Bedeutung. Erst im Inter-pretantenbezug, in dem Mittel- und Objektbezug aufgehoben sind, besitzt das Zeichen einen Informationswert.

29. Ein Zeichen ist dreistellig bestimmt, nämlich durch Mittel-, Objekt- und Interpretantenbezug, jedoch es kann auch nicht unabhängig von anderen Zeichen bestehen. Zeichen sind Elemente eines Repertoires, also repertoireabhängig. Da es um das Zeichen selbst geht, handelt es sich um das Mittelbezugrepertoire.

30. Die drei Bezüge sind wiederum dreifach bestimmt. Der Mittelbezug unterteilt sich in Qualizeichen, Sinzeichen und Legizeichen. Ein Qualizeichen ist eine sinnlich wahrnehmbare Qualität von materieller Beschaffenheit. Ein Sinzeichen ist ein individuelles Zeichen, das es nur einmal an einem bestimmten Ort und zu einer bestimmten Zeit gibt. Das Sinzeichen vertritt das Singuläre oder Einmalige. Ein Legizeichen ist ein allgemeines Zeichen wie ein Verkehrszeichen oder chemische Zeichen. Es ist eine Bezeichnung für etwas innerhalb eines Informationssystems. Das Legizeichen ist dem Denken zugeordnet, das Sinzeichen der empirischen Erfahrung, das Qualizeichen der materiellen Stofflichkeit.

31. Der Objektbezug lässt sich dreifach in Icon, Index, Symbol unterteilen. Im Mittelbezug wird das Zeichen selbst thematisch. Im Objektbezug vertritt das Zeichen etwas anderes, es steht in der Relation zu einem Objekt. Das Icon ist ein Abbild des Objekts. Das iconische Zeichen ist auf Wiedererkennbarkeit angelegt wie eine Landkarte oder ein Diagramm. Ein Index bildet nicht ab wie ein Icon, er ist ein Hinweis. So sind Eigennamen, Ampeln oder Krankheitssymptome Indices. Das Symbol besitzt weder Ähnlichkeit noch weist es auf etwas hin.

Das Symbol steht für etwas, es ist Stellvertreter eines Objekts. Symbole einfachster Art sind Zeichen wie x, y, z, denn sie sind keine Buchstaben, sondern sind Variablen innerhalb einer Gleichung. Das heißt, Symbole können beliebig gewählt werden, deshalb erschließen sie sich erst innerhalb eines größeren Zusammenhangs oder durch die Art der Verwendung.

32. Der Interpretantenbezug ist entweder rhematisch oder dicentisch oder argumentativ. Das heißt, dieser Bezug qualifiziert nicht die Beschaffenheit des Zeichens, wie es im Mittelbezug geschieht, nicht die Funktion des Zeichens wie im Fall des Objektbezugs, sondern die Relationsform selbst, die zwischen den Zeichen herrscht. Ein Rhema ist eine Relation, die ein Zeichen präzisiert, wie eine Eigenschaft einen Gegenstand bestimmt so wie die grüne Farbe den Apfel bestimmt. Aber zum Rhematischen gehört die Offenheit, oder es ist ein offener Konnex, weil zur vollständigen Bestimmung noch weitere Eigenschaften gehören. Das Dicent könnte als Relation bezeichnet werden, die einen Gegenstand prädiziert, im Sinne einer Gleichheit: A=B. Von daher ist ein Dicent ein abgeschlossener Konnex, weil B A zukommt oder nicht. Das Argument ist eine relationierte Zeichenordnung oder eine Totalität von Relationen wie ein axiomatisch-deduktiver Zusammenhang. Von daher ist das Argument ein vollständiger Konnex.

33. Ein Zeichen ist Element eines Repertoires, also Zeichen unter vielen Zeichen. Es gibt verschiedene Möglichkeiten, mit Zeichen größere Einheiten zu bilden. Solche Zeichenoperationen sind die Adjunktion, Iteration, Superisation. Eine Adjunktion ist eine Verkettung von Einzelzeichen zu Zeichenreihen. Iteration ist eine Bildung des Zeichens des Zeichens oder die Bildung einer Zeichenkonvergenz. Eine Iteration ist dann zu erkennen, wenn eine vielfache Mannigfaltigkeit aus nur wenigen Elementarzeichen gebildet wird. So ist ein Muster oder ein Ornament im Sinne einer Autoreproduktion Ergebnis einer Iteration. Jedes philosophische Identitätssystem ist eine Iteration. Die Superisation dient der Herstellung von Superzeichen. Zeichen schließen sich zu Strukturen oder Zeichengestalten zusammen.

34. Die Zeichen sind damit durch Mittel-, Objekt- und Interpretantenbezug vollständig bestimmt. Die Zeichenbildung im Sinne höhere Komplexität, die zu einem differenzierten Zeichensystem führt, wird durch Kombination der Zeichenbezüge hergestellt. Daraus ergeben sich nach Walther zehn Zeichenklassen. Die Anzahl ist beschränkt, auch vollständig, weil nicht alle Zeichen miteinander kombinierbar sind. Im Argument kann der Objektbezug nur symbolisch, im Mittelbezug ein Legizeichen sein, ein Qualizeichen kann im Objektbezug nur iconisch sein. Die Zeichenbezüge beschränken sich und determinieren sich wechselseitig.

35. Aus der Verknüpfung von Mittelbezug (M), Objektbezug (O), Interpretantenbezug (I) ergeben sich folgende zehn Peirce'schen Zeichenklassen, in der Abfolge I-O-M. Der Mittelbezug wird dabei substantiviert, weil das Zeichen dem Mittelbezugrepertoire angehört:

    1. rhematisch-iconisches Qualizeichen
    2. rhematisch-iconisches Sinzeichen
    3. rhematisch-indexikalisches Sinzeichen
    4. rhematisch-iconisches Legizeichen
    5. rhematisch-indexikalisches Legizeichen
    6. rhematisch-symbolisches Legizeichen
    7. dicentisch-indexikalisches Sinzeichen
    8. dicentisch-indexikalisches Legizeichen
    9. dicentisch-symbolisches Legizeichen
    10. argumentisch-symbolisches Legizeichen

36. Die Semiotik bildet so ein Zeichensystem aus, das als Zeichenwelt definiert werden kann. Die Welt möglicher Gegenstände und Ereignisse verwandelt sich durch die Semiotik in eine künstliche Zeichenwelt oder eine künstliche Realität. Aber durch die Produktion einer solchen künstlichen Welt wird klar, dass die kategorialen Ordnungen und Grundsätze keine Gegenwelt zur Zeichenwelt darstellen, vielmehr kehren die kategorialen

Grundlagen wie der Identitätssatz und die Ordnungsformen in der Zeichenwelt wieder, sie sind der Zeichenwelt inhärent. Die Semiotik ist somit die Erweiterung und die Verfeinerung der kategorialen Welt. Das bedeutet für den kategorialen Aufbau, dass er selbst schon eine erkenntnistheoretische Zeichenwelt ist.

37. Das Denken transformiert sich nicht in Zeichen, es befindet sich immer schon in der Zeichenwelt.

38. Zeichen sind kodierte Information. Erkenntnis als reproduktive Identifikation zielt auf Verwirklichung dessen, was ist, und als produktive Identifizierung zielt sie auf Verwirklichung dessen, was sein kann.

6. Teil: Dialektik

1. Die kategoriale Ordnung und die Semiotik konvergieren in der Eindeutigkeit. Alle Anstrengungen der Differenzierung gehen auf eindeutige Identifizierung. Das Eine ist das Eine und nicht irgendwie das Eine mit einer Beimischung von etwas anderem. Das Zeichen wird nach Maßgabe der eindeutigen Identifizierung triadisch unterteilt. Die schwierige Arbeit der Semiotik besteht darin, Mehrdeutigkeit des Zeichens und der Relation auszuschließen. Die Semiotik bricht zusammen, wenn das Zeichen als Objektbezug zugleich Icon und Index oder im Mittelbezug zugleich Sin- und Legizeichen ist. Nach Maßgabe der Eindeutigkeit wird das Zeichensystem differenziert, Klassifikationen, Ordnungen und Subordnungen hergestellt. Die Eindeutigkeit führt zu einer Expansion des Zeichenuniversums, ohne dass notwendigerweise die Information über das, was das Zeichen repräsentiert, zunimmt, jedoch bei selbstorganisierender Komplexitätszunahme die Information, die die Semiotik herstellen will, zum Verschwinden bringt.

2. Die kategoriale Ordnung gewinnt die Eindeutigkeit durch die Identifikation des Einen durch das Eine. Das Andere ist etwas anderes, gehört deshalb nicht zum Einen. Dieses logische Vorgehen durch den Vergleich ist ein Ausschlussverfahren. Die Semiotik gewinnt eindeutige Identifikation des Einen durch Differenzierung. Das eindeutig identifizierte Zeichen ist Resultat eines Relationsnetzes, das sich über operationales Abgleichen und Kombinieren einstellt.

3. Logik und Semiotik konvergieren darin, dass sie nur das identifizieren, was auch als Etwas gegeben ist. Nur was ist, wird erkannt oder im Zeichen repräsentiert. Was logisch ausgeschlossen ist, das Negative im weitesten Sinn, erreicht auch nicht die Semiotik. Keine Semiotik postuliert ein Sein, das für die Logik ein Nichts ist. Sie kann nur das repräsentieren, worüber sie Informationen besitzt. Das Nichts ist eine leere Information.

4. Dialektik ist die Logik der Integration des Ausgeschlossenen. Sie setzt die Logik voraus, die Identifikation ist Grundlage der Erkenntnis: A=A. Dialektik ist nicht die Behauptung A=B, dies könnte auch der Fall sein kann, wenn A=C ist und C=B ist. Dialektik ist, wenn behauptet wird C und B kommen A zu, obwohl C und B nicht identisch sind. Der Satz vom ausgeschlossenen Dritten, dass zwei Dinge nicht gleichzeitig einer Sache zukommen könnten, trifft auf die Dialektik nicht zu. Gerade sie thematisiert diesen Sachverhalt. Die Identität ist Identität der Identität und der Nichtidentität. Also gerade, das was ausgeschlossen wird, ist der Bereich der Dialektik. Insofern ist sie innerhalb der Identitätslogik schon immer präsent, weil die Identität, das Eine identifiziert und das Andere als das Andere ausschließt.

5. Auch die Dialektik setzt den Identitätssatz voraus. Dialektik ist keine selbständige Logik, sondern eine Metalogik.

6. Für die Dialektik ist das Eine nicht das Eine gegenüber dem Anderen. Das Eine ist das Eine und sein Gegenteil. Das Eine ist das vermittelte Verhältnis von dem Einen und dem Anderen. Das Eine ist Eines, weil es gegenüber dem Anderen das Eine ist. Ohne das Andere wäre das Eine nicht das Eine und das Andere wäre ohne das Eine nicht das Andere. Das Eine ist das differenzierte Element der Vermittlung, ebenso ist das Andere das differenzierte Element derselben Vermittlung.

7. Was immer das Eine ist, es ist nur durch das Andere, während das Andere nur durch das Eine ist.

8. Was die Logik trennt, fügt die Dialektik zusammen. Logik ist Identifikation, Dialektik ist Vermittlung.

9. Die elementare Ordnung der Logik ist der Identitätssatz A=A, das Element der Dialektik ist die Ordnung.

10. Die logische Identität formuliert sich als Satz, dagegen ist zwar der dialektische Identitätssatz: Identität der Identität und der Nichtidentität nach dem Vorbild des Identitätssatzes formuliert, aber er ist kein erweiterter Identitätssatz, sondern ein Ordnungssatz.

11. Identität und Dialektik sind nicht äquivalent. Das Äquivalente zur Identität ist der Widerspruch.

12. Dialektik bringt das chaogene Mannigfaltige mit logischen Mitteln in eine Ordnung. Die Logik identifiziert durch Vergleich das Eine als Eines, das Andere als Anderes. Die Dialektik vereinigt das Gleiche und das Ungleiche als logische Einheit des Gleichen und des Ungleichen, als Ordnung des Widerspruchs oder als Einheit des Einen und des Anderen.

13. Dialektik ist die Logik des Widerspruchs. Widerspruch ist Resultat einer logischen Ordnung. A und B stehen nicht im Widerspruch zueinander, sowenig sich ein Baum und eine Flasche im Widerspruch befinden. Der Widerspruch entsteht dann, wenn innerhalb einer Ordnung behauptet wird: A ist A und B, wobei A mit B nicht identisch ist. Der Widerspruch wird aufgelöst, wenn A mit B identisch ist. Und A ist mit B identisch, wenn A=C und B=C ist.

14. Die Elementarform der Dialektik ist die Ordnung. Der Widerspruch von A=B, wobei A nicht C und B nicht C ist, ist noch keine Dialektik, sondern nur ein Sachverhalt. Dialektisch ist die Aussage A=B erst dann, wenn A und B eine Ordnung symbolisieren.

15. Ein Widerspruch ist nicht seinsthematisch gegeben, er ist logisch produziert. Er bildet sich dadurch, dass Ungleiches als gleich gesetzt, Gleiches ungleich gesetzt wird. Er ist somit möglich als Widerspruch von Gleichsetzung und Ungleichgesetztem, von Ungleichsetzung des Gleichgesetzten. Es besteht ein Widerspruch zwischen der Gleichsetzungsform und ihrem Inhalt und ein Widerspruch zwischen Inhalt und Inhalt, die gleichgesetzt oder ungleichgesetzt werden, obwohl sie ungleich oder gleich sind.

16. Erst in einer Ordnung wird klar, welche Arten von Widersprüchen vorliegen. Der Widerspruch ist ein offener Konnex, der durch die Ordnung geschlossen wird. Durch die Geschlossenheit wird evident, dass die Widersprüche wahr sind. Das heißt, es sind keine Scheinwidersprüche, die durch weitere Differenzierung aufgelöst werden. Bleibt der Widerspruch als offener Konnex bestehen, dann ist nicht entscheidbar, ob die kontradiktorische Aussage wahr oder falsch ist.

17. Dialektik ist Negation, insofern als sie bestreitet, was die Identität behauptet. Für die Dialektik ist Identität Resultat des Verschiedenen. A ist nicht gleich A, sondern A ist Ergebnis einer Vermittlung von Etwas und Anderem.

18. Dialektik ist Kritik an der Identitätslogik. Das ist ihr Positives, aber sie ist keine positive Logik, die die Identitätslogik ersetzt. Denn zu behaupten etwas sei sich gleich und ungleich zugleich führt zu keiner Erkenntnis. Dialektik ist Überprüfung der Identitätssätze, ob das, was als identisch behauptet, auch identisch ist, ob sich nicht dahinter ein widersprüchlicher Sachverhalt verbirgt.

19. Dialektik ist der Logik nachrangig. Denn erst an dem, was identifiziert wird, kann auch das Nichtidentische erkannt werden.

20. Dialektik ist die Logik der Qualifizierung, des Umschlags von einer Qualität in eine andere. Also der Setzung von Startingpoints, dergestalt, dass die neue Qualität nicht mehr auf die vorhergehende zurückzuführen ist. Von daher sind solche dialektischen Charakterisierungen problematisch: So die Entwicklung der Pflanze vom Samen zum Blüten- und Fruchtstand und wiederum zum Samen, dergestalt, dass ein Zustand Startingpoint des Anderen ist. Oder: Wasser-Dampf-Eis – ist die Zustandsveränderung bereits dialektisch? Aber Wasser bleibt als Dampf weiterhin Wasser. Es sind Entwicklungen, im Sinne von Zustandsveränderungen, ohne dass sich die Sache selbst verändert. Die Pflanze bleibt Pflanze, Wasser bleibt Wasser. Sind Zustandsveränderungen, Mutationen, Metamorphosen, Variabilitäten bereits Erscheinungen der Dialektik? Zur Dialektik gehört der Übergang von Einem zu etwas Anderen, das von Einem aus gesehen, etwas Nichtseiendes war. Gerade dieses Eine wird nun zu jenem Nichtseienden, dem Anderen. Der dialektische Umschlag ist kein unmerkliches Übergehen, sondern eine Verwandlung. Dieser dialektische Sprung vom Einen ins Andere ist eine Grenzüberschreitung, dergestalt, dass die Grenze

des Einen, die Grenze des Seienden gegenüber dem Nichtseienden markiert. Vom Seienden aus betrachtet, ist der dialektische Umschlag ein Umschlag ins Nichts, in das, was vorher nichtseiend war, aber nun, durch den Sprung, etwas ist, aber nicht das Eine, sondern das Andere. Dialektik heißt Überwindung von Hemmung und Widerstand, die nicht aufgerichtet werden, vielmehr sich einstellen, weil der dialektische Umschlag scheinbar einer vom Sein ins Nichts ist. Das, was ist, das Eine leistet gleichsam Widerstand gegen seine Vernichtung, weil ja das Eine in das Andere überspringt. Das Eine wird zum Anderen, das nun nicht mehr als das Eine besteht. Mutationen, Metamorphosen und die anderen Veränderungen sind somit nur insoweit dialektisch, als sie Resultat von Wechselwirkungen sind. Sind sie kausal erklärbar, sind sie auch keine dialektischen
Formen.

Kurz, das Dialektische ist nicht häufig zu finden, die meisten Menschen sind früh fertig, in hohem Alter handeln sie noch nach Mustern, die sie in der Jugend eingeübt hatten. Deshalb fühlen sie sich zumeist auch im Greisenalter noch jugendlich. Mit Recht, sie haben sich nie verändert.

21. Dialektik ist das Zusammenwirken des Verschiedenen zu einer neuen Ordnung. Das Zusammenwirken ist ein dialektisches Werden oder eine dialektische Bewegung, weil die Teile zu etwas Neuem werden, das sie vorher nicht waren. Vorher waren sie nur Elemente, nun werden sie zu Teilen eines Ganzen, eines Ganzen, das es vorher noch nicht gab, weil die Teile noch keine Teile waren.

Sie ist eine Logik des Werdens, aber des Werdens durch Widersprüche, die sich vermitteln.

22. Identität und Kausalität gehören zusammen, weil Ursache und Wirkung einander gleich sind. Dialektik ist nicht kausal, sie setzt mit der Wechselwirkung ein. Das Eine steht mit dem Anderen in Wechselwirkung. Das Eine und das Andere vermitteln sich zu Etwas, das eine Andersheit gegenüber dem Einen und dem Anderen darstellt.

23. Die Wechselwirkung ist eine Negation der Negation. Denn das Andere ist die Negation des Einen, weil das Andere nicht das Eine ist. Damit ist das Eine das Negative des Anderen. Gehen beide eine Verbindung ein, so bildet sich eine Andersheit, eine Negation der Negation, die sich negativ zum Einen wie zum Anderen bestimmt. Denn die Andersheit ist weder das Eine noch das Andere.

24. Das führt zu einer dialektischen Bestimmung des Einen oder Einfachen. Identitätslogisch ist das Eine deshalb das Eine, weil es sich selbst gleich ist. Dialektisch ist das Eine selbstidentisch, weil es identisch ist und weil es das Andere gibt, wovon es sich unterscheidet, das aber das Eine identisch werden oder sein lässt. Das Eine ist das Eine mit Anderem oder das Eine eines Zusammenhangs. Das Eine ist somit nicht das Einfache, sondern doppelt bestimmt, es ist das Eine gegenüber dem Anderen, also das Eine mit einer Negation behaftet oder mit einer negativen Ladung. Das Negative im Einen ist, dass es nicht

das Andere ist oder dass es die Negation des Anderen ist oder die Negation des Zusammenhangs.

25. Dialektik ist eine Ordnungslogik. Das Etwas ist die kleinste Ordnungseinheit, weil das Etwas aus dem Einen und dem Anderen besteht. Etwas ist das Resultat der Negation der Negation, insofern als das Eine die Negation des Anderen ist und umgekehrt. Das Etwas wiederum etwas Anderes ist als das Eine und das Andere. Das Etwas ist somit die Negation des Einen und des Anderen.

26. Eine Ordnung, nach dem Identitätssatz strukturiert, ist eine, in der alles mit allem identisch ist. Das Eine ist dem Anderen gleich. Alles ist Eins, es gibt keine Nichtidentitäten. Eine Identitätsordnung ist nichts anderes als das Chaos.

27. Der Identitätssatz trachtet danach, das Andere als nichtseiend auszuschließen oder es als dem Einen gleich zu bestimmen. Die Dialektik lässt das Eine, das Andere und das Ganz Andere als Verschiedenheit bestehen. Eine Ordnung, nach dem Identitätssatz, ist eine der Selbstähnlichkeit. Das Verhältnis vom Ganzen zum Teil ist keines einer Wechselwirkung, sondern von Wiederholung. Das Ganze ist im Teil bereits enthalten. Das Teil ist Glied des Ganzen oder Teilmenge einer Menge. Das Ganze oder die Identitätsordnung ist eine Addition von Teilen.

28. Dialektik setzt auf der Ebene der Ordnung an. Die Ordnung ist das erste, nicht der Satz oder Aussagen wie „das Sein und das Nichts ist dasselbe“. Chaos ist eine gleichförmige Ordnung. Es gibt homogene Ordnungen, also identitätsstiftende Ordnungen, also logische, aber auch dialektische, wenn sie aus Widersprüchen resultieren. Additive, adjunktive, iterative, superisierte Zusammenhänge sind keine dialektische Ordnungen. Auch Funktion, Totalität, Synthese sind keine, können aber dialektische Ordnungen sein, wenn sie Resultat von Wechselwirkungen des Einen mit dem Anderen sind. So auch Struktur und Gestalt, sie können sowohl dialektische Ordnungen als auch Identitätsordnungen sein. Das hängt davon ab, ob sie selbstähnlich oder widerspruchsvoll sind. Dialektisch ist eine Struktur, wenn das Strukturelement nicht mit der Struktur ähnlich ist. Die Struktur ist das Ganz Andere als die Summe seiner Teile. Das akkumulierte Quantitative ist eine neue Qualität, die nicht im Akkumulierten zu finden ist. Eine dialektische Struktur oder Konfiguration ist an der doppelten Bestimmung des Strukturelements zu erkennen. Es ist zugleich Element und Moment der Struktur oder der Konfiguration. Dass dies möglich ist, beweist wiederum, dass das Etwas als kleinste Einheit widersprüchlich ist, es ist die widersprüchliche Einheit von Einem und Anderem. Das Element ist somit nicht elementare Einfachheit, sondern Element und Moment zugleich.

29. Die Zeit ist als Identitätsausdruck, eine Ordnung des Nacheinander oder des iterativ Gleichförmigen. Sie ist somit sich selbstähnlich oder ewige Wiederholung. Dialektisch begriffen ist sie eine Ordnung des Ungleichartigen. Raum ist als logische Ordnung, eine des Nebeneinander oder eine additive Ausdehnung. Er dehnt sich durch Wiederholung aus und bleibt damit immer derselbe. Dialektisch begriffen ist Raum eine widersprüchliche Ordnung. Weltraum und atomarer Raum sind nicht identisch. Raum und Zeit sind somit selbst widersprüchlich, weil sie Resultat, keine Einfachheiten sind, zu denen sie der Identitätssatz macht.

30. Dialektik ist integrales Denken. Das Eine ist das Eine, nicht weil das Andere nichtseiend ist, sondern, weil sich das Eine vom Anderen unterscheidet. Dialektik heißt den Zusammenhang erstellen, in dem das Eine und das Andere bestehen. Von daher ist Dialektik eine Kritik der Identitätslogik. Sie kritisiert, dass die Logik von diesem Zusammenhang abstrahiert. Das Eine ist das Eine und alles Andere ist nicht, behauptet die Logik.

31. Identität ist Abstraktion. Sie behauptet Ordnung ist Ordnung, Quantität ist Quantität, Form ist Form. Dialektik ist Konkretion, indem sie feststellt, dass das Eine nicht ohne das Andere besteht. Ordnung ist Resultat von Ordnung und Unordnung, Quantität ist eine Abstraktion von Etwas, das auch Qualität besitzt, Form ist eine Abstraktion vom Etwas, das auch einen Inhalt besitzt. Dialektik löst die Abstraktion auf, indem sie das Abstrakte als etwas Vermitteltes entlarvt.

32. Zahl ist eine Abstraktion vom Gegenstand, ein Naturgesetz ist eine Abstraktion der Natur, die Seele ist eine Abstraktion des Leibes. Das Denken ist eine Abstraktion von der sinnlichen Natur. Dagegen zeigt dialektisches Denken, dass das Abstrakte Momente eines Zusammenhangs sind, in dem das eine in Wechselwirkung zum anderen steht.

33. Dialektik ist negativ als Kritik am Identitätssatz, positiv, indem sie das Andere nicht als nichtseiend ausschließt, sondern feststellt, dass das Eine aufgrund des Anderen besteht; produktiv, indem sie eine Ordnung von Widersprüchen herstellt, die die Abstraktionen aufhebt.

34. Dialektisches Denken heißt, etwas ist dann erkannt, nicht nur wenn es identifiziert ist, sondern wenn es auch als Moment eines Zusammenhangs begriffen wird. Die dialektische Maxime wäre: das Eine nicht ohne das Andere und das Ganz Andere.

Übergang: Von der Ordnung zur Existenz

1. Die Identitätslogik zielt nicht auf den Gesamtzusammenhang. Sie ist auf die kleinste Zelle fixiert, auf die Gleichung A=A. Was für diese kleinste Einheit gilt, besitzt auch für den Gesamtzusammenhang Geltung. Das bedeutet jedoch nur, dass der Gesamtzusammenhang nur die Vergrößerung oder die vervielfachte Wiederholung des Einfachen ist. Im Einfachen spiegelt sich Alles. Oder anders formuliert: überall ist alles gleich. Um dieses Ideal zu erreichen, wird alles als nichtseiend postuliert, was nicht identifiziert werden kann. Identifizieren heißt abstrahieren, ihre Logik ist eine Abstraktion von der Wirklichkeit. Abstrahieren heißt von allem absehen, außer der Form. Abstrahieren ist eine Formalisierung, insofern ist Logik ein Vorgang abstrakter Formalisierung. Damit bleibt alles im Zustand des Nichtseins zurück, was nicht formalisierbar ist.

2. Dialektik löst diese Formalisierung auf, indem sie die Formalisierung als Moment eines Widerspruchs sieht, das nach den Kriterien der Formalisierung, nämlich der Widerspruchsfreiheit, nicht zulässig ist. Sie zeigt, die Form ist nicht mit sich selbst identisch oder autonom, wie sie von sich behauptet, sondern Form von etwas, also bedingt von etwas. Sie ist nur Form, insofern sie Form von etwas Materiellem ist.

3. So ist denn Denken eine Abstraktion, Identitätsdenken eine abstrakte Formalisierung, die von der Wirklichkeit abstrahiert. Denken als das Eine ist nur durch das Andere.

4. Dialektisches Denken ist nun der Versuch, jenes Andere, wovon das Eine, als Denken, abstrahiert, zu integrieren. Dialektisches Denken reflektiert nicht nur auf das Denken, sondern auch auf das, was das Denken ausschließt.

5. Das, was das Denken ausschließt, zu denken, ist nicht denkbar. Aber durch Selbstreflexion, weiß das Denken, dass es eine Abstraktion ist. Da das Eine nicht ohne das Andere ist, ist auch in der Abstraktion das Andere, das Undenkbare, als Negation anwesend. Das Negativ-Anwesende ist die sinnlich-materielle Welt, wovon das Denken abstrahiert. Das Denken ist das Wesentliche, das Materielle das Unwesentliche.

6. Die Grenze des dialektischen Denkens ist das Nichtseiende. Sie reicht nur bis zur negativen Anwesenheit des Anderen in der Abstraktion. Verschwindet die Negation, ist auch die Grenze des Denkens erreicht.

7. „Der Identitätssatz ist eine Abstraktion." Dies ist eine Behauptung, die, wenn sie nicht bestätigt werden kann, sich die Dialektik als geistreiche oder geistlose Spielerei herausstellt. Der Beweis dafür ist, dass er gilt, ohne geworden zu sein. Denn ist er historisch geworden, so ist er selbst Produkt eines Abstraktionsvorgangs, also Abstraktion von etwas. Das würde bedeuten, dass das

Wesen des Denkens als Abstraktionsvorgang zu begreifen ist und dass zu diesem Zweck der Identitätssatz das Instrument wurde.

8. Das Etwas jenseits des Denkens ist das, was identifiziert wird. Da es gelingt, dass sich dieses Etwas identifizieren lässt, muss dieses Etwas von einer Beschaffenheit sein, die von sich aus die Identität entwickelt. Für die Identität ist das Etwas das Unbestimmte, Gestaltlose, das Fremde oder das Material, das die Identität formt, ordnet. Aber das Etwas als Andersheit des Denkens muss selbst die Anlage dazu besitzen, dass es sich identifizieren lässt. Es könnte sich auch verweigern. Das heißt: Das Etwas ist das Objekt der Identität, aber vielleicht ist das Etwas das Subjekt, das sich mit Hilfe der Identität objektiviert?

9. Das Denken ist ein Abstraktionsvorgang, der mit Hilfe des Identitätssatzes vor sich geht. Das bedeutet, es abstrahiert von etwas, und dieses Etwas muss in der Abstraktion anwesend sein: dieses Etwas ist der Identitätssatz. Der Identitätssatz ist somit im Denken und dort, wovon das Denken abstrahiert, also in der Wirklichkeit, also im Tausch der einen Ware gegen die andere, also in der Zirkulationssphäre. Der Identitätssatz hat seinen Ursprung und seine Wirklichkeit im Warentausch, das ist die Erkenntnis von Alfred Sohn-Rethels Forschungen.

10. Der Identitätssatz hat seinen Ursprung nicht im Denken, sondern außerhalb des Denkens im gegenständlichen Warentausch. Im Warentausch vollzieht sich bereits das, was das Denken vollzieht: die Abstraktion. Im Tausch wird nicht nach dem Aussehen oder nach Gefallen, Bedürfnis, Versprechen die Ware gekauft, sondern gleich gegen gleich. Ist das eine dem anderen gleich oder ungleich. Dafür müssen andere unsinnliche Kriterien entwickelt werden, damit Gleiches getauscht wird. Der Tauschvorgang erzwingt die Abstraktion. Die erste Stufe der Abstraktion ist die Wertschätzung. Was macht das eine mit dem anderen gleich oder was ist eine Ware wert? – Das Gewicht, die Größe, die Arbeitszeit, Transportkosten, Kosten der Herstellung, Bezahlung der Arbeiter. Dies alles drückt sich in einem abstrakten Wert aus, dem Preis. Der Tausch ist selbst eine Abstraktion, denn er orientiert sich nicht am Tauschgegenstand, sondern am Wert.

11. Das Denken universalisiert dieses Tauschprinzip und transformiert es in den Identitätssatz, das nun als ewiges ungewordenes Gesetz oder als Idee Allgemeingültigkeit besitzen soll.

12. Von daher ist nicht die Dialektik fragwürdig, sondern ein Denken, das axiomatisch nur den Identitätssatz gelten lässt, der die Welt in Ordnung bringt.

13. Warum kann sich ein Tauschprinzip als Identitätssatz universalisieren? Die Antwort liegt nicht in der Ordnung, sondern in dem, wovon die Ordnung abstrahiert und was als Negation in der Ordnung anwesend ist: in der Existenz.

14. Von daher ist dialektisches Denken Dialektik des Wesentlichen und Unwesentlichen.

15. Gegenüber der Ordnung ist die Existenz das Unwesentliche, gegenüber der Existenz ist die Ordnung unwesentlich. Existenz ist das Nichtabstrakte, Nichtformale, also das Unwesentliche, weil es nur negative Bestimmungen besitzt. Aber von der Existenz kann abstrahiert werden, aber nicht von der Ordnung, weil sie selbst eine Abstraktion. Von der Ordnung abstrahieren heißt, sie als nichtseiend zu erklären. Also ist die Existenz das Wesentliche. Dies ist das Ergebnis, das sich aus den Ordnungssätzen ergibt.

16. Kant bezeichnete es als Skandal, dass die Außenwelt nicht bewiesen werden kann. – Der Beweis besteht nun darin, dass die die Kategorien Abstraktionen sind. Denn sie beziehen sich nach Kant auf nichts. Die Tatsache, dass von etwas abstrahiert wird, beweist, dass es die Außenwelt ist, wovon abstrahiert wird. Denn wovon sollte sonst abstrahiert werden?

2. Buch

1. Teil: Existenz

1. Wer nicht denkt, existiert trotzdem. Existenz ist auch ohne Denken möglich. Man existiert einfach so vor sich hin.

2. Kommt Denken hinzu, wird die Existenz begriffen.

3. Das Denken bringt die Existenz auf ihren Begriff.

4. Der Begriff ist die Einheit des Wesentlichen und des Unwesentlichen, also die Vermittlung von Ordnung und Existenz oder von Ordnungssätzen und Existenzaussagen.

5. Kategorien, kategoriale Relationen, kategoriale Zusammenhänge gehören als einfachste Elemente in die logische Ordnung von Identität und Dialektik. Oder, die logische Ordnung ist der Raum des Kategorialen.

6. Die Existenz bestimmt sich nicht durch Kategorien, sondern durch Existenzdeterminanten.

7. Der Begriff ist somit die Totalität von Kategorien und Existenzdeterminanten.

8. Existenzdeterminanten sind Eckpfeiler, Knotenpunkte oder Felder und Konstellationen. Die Existenzdeterminanten weisen sich nicht durch Logizität oder Rationalität aus. Sie erfassen das, was die Existenz reguliert, verändert, am Leben erhält. Existenzdeterminanten sind keine Existenzialen. Denn diese bestimmen das Sein oder den Grund der Existenz. Existenzialen sind die Strukturelemente des Daseins, die die Existenz beschreiben. Dagegen sind Existenzdeterminanten jene Elemente und Konstellationen, die die Existenzweisen beherrschen, unabhängig davon ob sie von existentiellem Gewicht sind oder nicht. Die Existenzdeterminanten beschreiben die Macht, die die Existenz dominiert oder das Machtfeld der Existenz, das sie vernichtet, schwächt oder entfaltet. Existenzialen, wie sie Heidegger entwickelt, sind Angst oder Sorge. So wäre auch Krankheit ein Existential, aber es hängt von der Existenzweise ab, welche Rolle Angst und Sorge spielen. Ein angstfreie und sorglose Existenz lässt sich durchaus vor- und herstellen. Ob Angst und Sorge tatsächlich invariante Existenzialen sind, hängt von den Existenzdeterminanten ab, die die Existenz prägen, selbst wenn die Existenzialen sich angeblich nicht auf die Existenz beziehen, sondern auf das Sein oder den Grund der Existenz. Wie lassen sich Existenzialen überhaupt begründen, wenn sie in der Existenz nicht existieren und der Grund der Existenz nicht aufzufinden ist?

9. Die Existenz hat keinen Grund. Das Sein der Existenz ist die Existenz. Die Existenz hat kein Außen. Es gibt keine Bezuggrößen außerhalb der Existenz, es gibt keine Außenansicht. Es besteht allerdings die Möglichkeit, von der Existenz zu abstrahieren. Aber die Distanzierung durch Abstraktion ist kein Austritt aus der Existenz, sie vollzieht sich in der Innenwelt der Existenz. Von daher ist die Abstraktion eine Erweiterung des Existenziellen, ohne es verlassen zu können.

10. Existenz bewegt sich nicht innerhalb einer Ordnung, vielmehr entwickelt sie kategoriale Ordnungen und Existenzdeterminanten, die dann zum Begriff der Existenz kristallisieren.

11. Existenz ist das, was dasselbe ist. Die Existenz ist mit sich selbst identisch. Das Wesen der Existenz ist der Mensch. Der Mensch als Existenz oder Existierender ist die Einheit von Wesentlich und Unwesentlich. Wesentlich ist der Existierende, weil es für ihn nichts anderes gibt, als sich selbst. Unwesentlich ist er, weil seine Existenz jederzeit vernichtet werden kann. Ob er existiert oder nicht existiert, interessiert niemanden als ihn selbst. Er ist da, aber, wenn er nicht wäre, würde er nicht vermisst werden.

12. Die Existenz ist zufällig. Der Mensch kann sich nicht aussuchen, wann, wo und wie er geboren werden will, obwohl seine Existenz genealogisch erklärt werden kann. Der Mensch ist ein zufälliges Wesen, das seine Existenzweise anerkennt, um zu existieren. Einmal in der Existenz, kann sie der Existierende nur vernichten, um seine Zufälligkeit auszulöschen.

13. Die Existenz ist unwesentlich, zufällig und abhängig. Mit dem Ursprung der Existenz ist die Abhängigkeit gesetzt. Keine Existenz besteht für sich allein. Sie bedarf der Versorgung, zunächst von der Gebärmutter, dann von den Menschen.

14. Der Mensch ist als Existierender ein Naturwesen. Er verdankt sein Dasein der Natur und die Versorgung verdankt sich der Natur. Der Existenzraum ist zugleich der Naturraum. So ist das existentielle Verhältnis das von Mensch zu Mensch und zur Natur.

15. Der Mensch ist somit zufällig, unwesentlich, abhängig gegenüber der Natur. Die Existenz ist jedoch das, was ist, ein selbstidentisches Dasein. Sie ist singulär. Gegenüber der Natur ist die Existenz das Wesentliche. Die Existenz gehört in den Seinsraum der Natur. Aber wie sich Existenz zur Natur verhält, ob sie nur eine Erscheinungsweise der Natur ist oder das Andere der Natur ist nicht zu erkennen und zu entscheiden.

16. Die zufällige Existenz besteht aus Abhängigkeiten. Diese garantieren das Dasein der Existenz. Die Existenz ist nur so lange da, wie sie als solche besteht. Die Grundlage der Existenz ist die Selbsterhaltung. Denn sie garantiert ihren Fortbestand. Das Dasein existiert nur, weil es sich selbst erhält, und es erhält sich, weil es versorgt wird.

17. Existenz ist eine physisch-leibliche Daseinsweise. Eine geistige Existenz ist eine abstrakte Existenz.

18. Existenz ist ein defizienter Zustand, also ein Sein, dem immer etwas fehlt. Ausdruck des Mangels ist der Hunger. Die Existenz steht unter dem Zwang, den Hunger zu stillen, weil dadurch die Selbsterhaltung gefährdet ist. Der Hunger nagt dann an der eigenen Existenz, um sie zu vernichten.

19. Der existentielle Hunger wendet sich nach Außen. Er überschreitet die Grenze der eigenen Existenz, um im Anderen Nahrung zu finden. Das Andere ist die Natur. In die Natur hineingeboren, nährt sie die Existenz, damit sie sich erhalten kann. Existenz ist somit ein naturhaftes Abhängigkeits- und Austauschverhältnis. Allerdings ist dieses Verhältnis einseitig. Denn nur die Natur gibt und die Existenz nimmt. Was gibt die Existenz an die Natur zurück? Wohl nur das Dasein der Existenz selbst als neue Naturqualität oder als neue Entwicklungsstufe, die es vorher nicht gab. Gegenüber der Natur ist die Existenz weiterhin das Unwesentliche. Es ist ein asymmetrisches und ungleichwertiges Verhältnis.

20. Für die Existenz ist die Existenz das Wesentliche, die Natur das Unwesentliche. Im Hunger ist die Natur in der Existenz anwesend. Die Existenz will sich erhalten, aber der Hunger will sie vernichten. Deshalb wendet sich die Existenz gegen die Natur. Die Natur trachtet danach, durch den Hunger, die Existenz zu vernichten. Deshalb ist die Natur für die Existenz das zerstörende Nichts oder Nichtseiende. Die Existenz ist Nahrung der hungernden Natur. Deshalb betrachtet die Existenz Natur als negatives Sein oder als Feind.

21. Die Existenz ist somit die Totalität des Einen und des Anderen. Das Eine ist das Dasein, das Andere ist die Natur. Das Andere ist als Negation im Einen anwesend, durch den Hunger. Das Eine ist im Anderen als Selbsterhaltung anwesend. Die Selbsterhaltung ist eine Negation im Anderen, weil das Dasein die Natur zum Lebensmittel macht, um sich zu erhalten. Das Dasein ist negativ gegenüber der Natur, weil es nicht gibt, sondern nimmt.

22. Natur ist sowohl das Andere des Daseins, als auch im Dasein. Als das Andere ist sie das Gegenüber, das Reservoir der Lebensmittel oder die Beschützerin und Ernährerin. Im Dasein ist es der Leib, mit seinem Hunger, seinen Trieben und Begierden.

23. Existenz ist somit die Totalität des Subjekt-Objekt-Verhältnisses. Subjekt ist das Dasein, Objekt ist die Natur. Da das Subjekt im Objekt und das Objekt im Subjekt anwesend sind, ohne sich aufzulösen, ist das Subjekt-Objekt-Verhältnis eine Wechselwirkung. Existenz ist somit ein dialektisches Verhältnis von Subjekt und Objekt.

24. Existenz ist nicht ohne Natur, aber eine Natur ohne Existenz existiert auch nicht. Dann ist die Natur nur ein Sein oder nur Materie, die besteht oder nur ist, aber nicht existiert.

25. Es gibt keine Dialektik der Natur, weil Dialektik eine abstrakte, kategoriale Ordnung ist. Wohl aber eine begriffliche Dialektik von Dasein und Natur. Was Natur ist, kann nur begriffen werden, also mit Ordnungssätzen und Existenzdeterminanten, nicht aber mit Naturbestimmungen, die der Natur entstammen. Die Naturbestimmungen resultieren aus dem Subjekt-Objekt-Verhältnis. Die Naturwissenschaft zertrümmert die Natur und sagt dann, was sie in Wahrheit ist.

2. Teil: Existenz als menschliche Daseinsweise

1. Der Grund der Existenz ist die Existenz: das Passive. Man wird ernährt, man wird gebildet. Dann das Negative. Man hat Hunger. Die Existenz ist etwas passiv-negatives Pulsierendes, das versorgt werden muss, also das Ökonomische ist mit der Existenz mitgesetzt. Aus der Ökonomie, dem Tauschprinzip, resultiert der erste axiomatische Satz des Denkens, der Erkenntnis, der Ordnung. Das Ökonomische garantiert die erste Bedingung der Existenz, die Selbsterhaltung.

2. Existenz als menschliche Daseinsweise, sie ist ein ökonomischer Sachverhalt. In der Existenz geht es um Selbsterhaltung. Es sind die ökonomischen Verhältnisse, die das Dasein sichern oder den Menschen in den Abgrund stürzen. Seine Existenz verlieren heißt nicht sterben, sondern bedeutet den Verlust der ökonomischen Grundlage. Der Mensch existiert nicht und dann begibt er sich in wirtschaftliche Abhängigkeit, vielmehr schreibt diese die Existenzweise vor. Denn der Mensch wird nicht nach seiner Arbeitskraft, seiner Leistung bezahlt, sondern danach wie viel er für seine Selbsterhaltung braucht, wenn es gut geht, – in den ärmsten Ländern bekommt er nicht einmal das.

3. Die Selbsterhaltung sichert, die Triebbefriedigung steigert die Existenz, die Fortpflanzung führt zur Existenzvermehrung.

4. Das Dasein der Existenz ist ein ökonomischer Sachverhalt, kein metaphysischer Seinsgrund. Die einzigartige und zufällige Existenz ruht nicht auf der Ökonomie, diese ist die Allmacht der Existenz.

5. Ökonomie ist die Produktion, der Austausch und der Verzehr von Gütern zur Erhaltung, Sicherung, Befriedigung, Verschwendung und Vermehrung.

6. Es gibt potenziell unendlich viele Ökonomieformen, aber die individuelle Existenz ist durch den Kapitalismus bestimmt.

7. Die Gestaltform der Existenz ist der Kapitalismus. Denn alle Existenzteile sind sowohl Bestandteile der Existenz als auch Momente der kapitalistischen Gestalt. Der Kapitalismus ist keine ökonomische Ordnungsstruktur, weil die Zweideutigkeit oder die Ambivalenz, die eine Gestalt besitzt, der Struktur nicht zukommt, denn die einzelnen Strukturelemente sind Ableitungen der Gesamtstruktur.

8. Die Ambivalenz oder die Zweideutigkeit der Gestalt verhindert die klare Trennung von Existenz und Ökonomie. Ökonomie und Existenz sind verschieden, aber durch die Ordnungsgestalt werden sie ineinsgesetzt, dergestalt, dass ein Gestaltelement immer sowohl Teil als auch Moment ist. So ist eine Existenzweise zugleich existenzielle Äußerungsform als auch kapitalistische Erscheinungsweise. Die Gestalt setzt beide gleich, dergestalt dass beide, obwohl nicht identisch, jeweils die Erscheinung des anderen sind. Ökonomische Bestimmungen sind

existenziell, existenzielle Bestimmungen sind ökonomisch. Deshalb ist die existenziell-kapitalistische Gestalt das Feld der enharmonischen Verwechslung. Die Zweideutigkeit eines scheinbar identischen Gestaltelements, das in Wahrheit Teil und Moment ist, ermöglicht das Schlechte immer dem Anderen, das Gute immer dem Einen zuzuschlagen. Die Mängel des Kapitalismus werden der unvollkommenen Existenz, existenzielle Unzulänglichkeiten werden den kapitalistischen Verhältnissen zugeschoben. Dies ist möglich, weil die Ordnungsgestalt der Existenz der Kapitalismus ist.

9. Die kapitalistische Gestalt bestimmt die Existenz in der Weise, als wäre alles mit schwarzer Farbe eingefärbt. Häuser, Straßen, Bäume, Tiere, sogar der Himmel und die Sonne sind schwarz verhangen. Deshalb hält man es für selbstverständlich.

10. Kapitalismus und Existenz sind in einer Weise identisch gesetzt, als wären sie Natur.

11. Alle Naturbestimmungen sind existenziell-kapitalistische Erzeugnisse. Natur ist nicht gegeben, sie wird gemacht. Sie ist eine quantitative Ordnung. Und aus dieser Ordnung werden alle weiteren raumzeitlichen Bestimmungen abgeleitet.

12. Existenz ist das Dasein von Intensitäten, Kapitalismus das von Quantitäten. Die Existenz trachtet nach Intensitätssteigerung, der Kapitalismus vernichtet, wovon er lebt. Daraus resultiert folgende enharmonische Verwechslung: Die Existenz wird als Sein zum Tode begriffen und der Kapitalismus als Zunahme von Wohlstand und Lebensqualität.

3. Teil: Die Existenz, Mimesis und Identifikation

1. Die Welt der Existenz zerfällt in Ich und Umwelt, auch wenn das Ich verleugnet wird. Das ist zugleich eine Trennung von Innen und Außen. Die Grenze von Ich und Umwelt, von Innen und Außen ist die Hautoberfläche.

2. Wann beginnt die Existenz? Sie beginnt, wenn sie bejaht wird.

3. Mit der Bejahung ist schon ein Verhältnis gesetzt, entweder ein Selbstverhältnis oder ein Verhältnis zu etwas anderem. Zur Existenz gehört das Subjekt-Objekt-Verhältnis mit den möglichen Intensitätsgraden wie der Identität, dem Einssein von Ich und Umwelt als identisches Weltsein, der Vertauschung, dass sich das Subjekt als Objekt empfindet, oder der Disparatheit von Subjekt und Objekt.

4. Die Existenzwelt ist eine von Intensitäten. Die Erfahrung von Intensitäten verläuft über Mimesis und Identifikation. Die Nichtwahrnehmung geschieht durch Gleichgültigkeit, Verweigerung, Vergessen oder Verwinden.

5. Mimesis heißt das Außen nachahmen, sich gleichmachen mit der Umwelt. Identifikation heißt, werden wollen wie ein Anderer. Mimesis ist eine Gleichsetzung, die der Selbsterhaltung entspringt, Identifikation ist eine Übernahme, die der Steigerung dient.

6. Die Weltwahrnehmung beginnt nicht mit dem Staunen. Hinter dem kindlichen Staunen verbirgt sich, dass das Kind Aufmerksamkeit erregen will. Zuerst schreit das Kind nach der Brust, um seinen Hunger zu stillen. Dann schreit es sehr schnell nach der Brust aus Langeweile und schließlich, in der weiteren Entwicklung, wenn das Stillen ausgedient hat, folgen solche erstaunlichen Fragen wie „Warum ist der Mond nicht aus Käse?“ Wenn das Staunen tatsächlich eine solche Bedeutung hätte, dann würde es vor allem staunen, wenn sein Spielzeug entzwei ginge. Es staunt aber nicht, es wirft es weg. So staunt denn das Kind keineswegs, wenn es lernt, aufrecht zu gehen.

7. Mimesis und Identifikation sind die Brücken zur Außenwelt. Das bedeutet, dem geht die Erfahrung des Bruches von Ich und Welt voraus. Dieser Bruch ist durch das Ende des Animismus angezeigt. Der Säugling meint, wenn er Hunger hat, bekäme er auch etwas zu essen. Es hinge von seinem Willen ab. Bald stellt sich die erste narzisstische Kränkung ein. Das Kind muss erfahren, dass sein Wille, die Umgebung nicht mehr beeinflusst. Also muss es sich ihr mit den Mitteln der Mimesis und Identifikation anpassen.

8. Durch den animistischen Bruch verspürt das Kind auch Einsamkeit. Es ist allein in der weiten Welt. Daraus ergeben sich Verlustängste.

9. Dadurch erhält das Spielen eine neue Bedeutung, es dient der Überwindung dieser Ängste, indem es im Spiel mit der Welt kommuniziert.

10. Mimesis und Identifikation verwandeln sich im Laufe der Entwicklung in Anpassungsverhalten durch Zwang und durch Identifikation mit dem Angreifer. Die Umwelt wird zur Übermacht. Vom Mächtigen werden die Verhaltensmuster übernommen, das Mimetische ist nun ein Gleichwerden mit den Machtstrukturen. Dieser Anpassungsdruck kann zur Selbstverleugnung führen. Damit wäre ein Einssein mit dem Objekt zum Zwecke der Selbsterhaltung durch Selbstverleugnung vollzogen.

11. Eine weitere Brücke zur Außenwelt ist das Schenken sowie das Tauschen. Das Schenken als selbstloses Verschenken, das Tauschen nicht nur im Sinne des Austauschs, sondern schon auch im Sinne des Werttauschs. Die Dinge besitzen plötzlich auch einen selbstständigen Wert, weil Andere sie haben wollen.

12. Das Mimetische wird immer mehr durch die Selbstbeherrschung zurückgedrängt. Die Umwelt wird zum Gegenüber, die man entweder beherrscht oder sich besser unterwirft. Der mimetische Rückzug ist eine Verweigerung. Diese Verweigerung wird kompensiert. Wichtiger als die Außenwelt ist nun die Innenwelt oder die ferne Welt des Exotischen.

13. Das Instrument der Selbstbeherrschung ist nun die Rationalität.

14. Mit dem Tauschdenken und der Rationalität ist die kapitalistische Gestaltform im Existenzverhältnis von Ich und Umwelt präsent. Verschattet anwesend ist sie bereits durch Eltern, Erzieher und Umgebung. Denn das Kind nähert sich nicht der Existenz, sondern ist immer schon innerhalb der ökonomisch verfassten Existenz.

15. Aufgrund der Möglichkeit der enharmonischen Verwechslung von Kapitalismus und Existenz kann das Kapitalistische völlig verdrängt werden. Jedoch nicht verdrängt werden kann, dass die reinen ontologischen Bestimmungen, die das reine Sein der Existenz umreißen, merkwürdige Übereinstimmungen mit ökonomischen Begriffen aufweisen. Die enharmonische Verwechslung in der Sache selbst ermöglicht eine solche Umdeutung. Nichtsdestoweniger heißt ein solches Verfahren Ideologie.

4. Teil: Der Kapitalismus als existenzielle Gestalt

1. Der Existierende, der sich in seinem Selbst erhält, ernährt sich nicht von Lebensmitteln, sondern von Waren. Er reist nicht mit Hilfe von Zügen oder Flugzeugen, sondern von Waren. Der Strand, das Hotel, die Bademöglichkeiten sind keine Genussmittel, sondern Tauschgüter.

2. Der Kapitalismus verschmilzt mit der Existenz. Das heißt jedoch nicht, dass er nicht fassbar ist. Der Kapitalismus ist auch nicht undurchschaubar. Er ist nicht kompliziert und gerade deshalb so erfolgreich. Wäre er vielschichtig, würde er sich nicht durchsetzen.

3. Der Kern des Kapitalismus ist einfach, aber der Witz dabei ist, dass das Einfache nicht einfach ist. Denn einfach heißt, es ist mit sich selbst identisch. Das ist gerade im Kapitalismus nicht der Fall.

4. Die Identitätslogik resultiert aus dem Tauschverkehr. Ist das, was getauscht wird, dem äquivalent, was man dafür erhält. Der Kapitalismus ist im Ansatz nicht identitätslogisch, aber rational. Deshalb ist er für die Identitätslogik nicht erkennbar, trotz seiner Rationalität. Die Gemeinsamkeit von Identitätslogik und kapitalistischer Rationalität ist der axiomatische Ansatz.

5. Die Identitätslogik beginnt mit dem Axiom A=A, die kapitalistische Rationalität beginnt ebenso mit der Behauptung Ware ist Ware. Das ist insoweit richtig, als auch im kapitalistischen Tausch Ware gegen Ware äquivalent getauscht wird. Der Tausch ist deshalb gerecht, weil die verschiedenen Waren nach ihrem Wert taxiert werden. Der Warentausch ist somit ein abstrakter Werttausch. Denn die Gemeinsamkeit aller Waren besteht in ihrem Wert. Der Wert drückt sich im Preis aus, dieser wiederum im abstrakten Geld. Der Warenwert lässt sich somit in Geld ausdrücken. Durch die Geldquantität lassen sich die verschiedenen Waren vergleichen.

6. Die Rationalität scheint somit mit der Identitätslogik identisch zu sein. Die Ausdifferenzierung des Kapitalismus ist logisch nachvollziehbar. Er besticht durch die Macht der Logik, nicht durch die Allmacht des Kapitals.

7. Der Kapitalismus ist jedoch rational, aber nicht identitätslogisch richtig. Die Identitätslogik, der Zirkulationssphäre entsprungen, kann nicht das erklären, was in der Produk-tionssphäre geschieht. Waren werden gerecht getauscht, aber das Geheimnis liegt in der Ware selbst. Denn die Ware ist, identitätslogisch, nicht mit sich selbst identisch.

8. Wie die Analyse von Marx im „Kapital" zeigt, ist die Ware kein Ding, das mit sich identisch ist, sondern das Warending ist ein Sachverhalt. Dieser Sachverhalt ist logisch fassbar. Es ist nicht der logische Sachverhalt A=A, also eine Tautologie, sondern ein Sachverhalt, der einen Widerspruch formuliert: A=B. Ware ist somit der Sachverhalt, der behauptet, dass A=B ist. Ein Ding als Ware ist kein Ding mit Eigenschaften, sondern ein Widerspruch. Die Ware ist die Einheit von Gebrauchs- und Tauschwert.

9. Die Ware ist eine Widerspruchsform. Im Widerspruch steht der Tauschwert mit dem Gebrauchswert. Das Widersprüchliche ist eine Wechselwirkung. Aus der Wechselwirkung erklären sich die Dynamik und die Expansionsenergie.

10. Die Dynamik der Wechselwirkung besteht darin, dass durch die Art des Zusammengehens die Existenz sich in eine ökonomische Daseinsweise verwandelt. Existenz ist nun eine kapitalistische Existenz geworden. Die Art der Warenproduktion greift über die Produktionssphäre hinaus. Sie zieht die ganze Existenz in ihren Bann. Die Existenz wird umfunktioniert. Die Warenproduktion dient nicht der Existenzsicherung, sondern umgekehrt, die Existenz sichert die Warenproduktion.

11. Die Identitätslogik reicht nur bis zu jenem Bereich, in dem eine Ware der anderen äquivalent ist. Die axiomatische Tautologie A=A hat in der Aussage Ware gleich Ware ihre Entsprechung. Aber, dass die Ware keine Tautologie ist, sondern ein widersprüchlicher Sachverhalt, das entzieht sich ihr.

12. Identitätslogisch ist dieser Widerspruch auch nicht zu begreifen. Denn die Ware tritt auch nur jeweils als identisches Wesen in Erscheinung. Je nach Sphäre ist sie einmal Tauschwert oder Gebrauchswert. Die kapitalistische Ware ist in ihrem Wesen ein widersprüchlicher Sachverhalt, aber dieser Widerspruch wird nur dann erkennbar, wenn der Gesamtprozess der Produktion, Zirkulation und Konsumtion der Ware deutlich wird. Dann wird das Widersprüchliche in jeder einzelnen Ware erkennbar.

13. Die Wechselwirkung von Gebrauchs- und Tauschwert führt zum Kapitalismus, das Wechselspiel, das stattfindet, ist die Vertauschung. Die Vertauschung führt dazu, dass der wahre Warencharakter nicht erkannt wurde. Die Ware täuschte eine Identität vor, die sie nicht besitzt. Erst Marx gelang es, diese Täuschung zu enttarnen. Seine Methode war die Dialektik. Denn Dialektik ist die Ordnung des Widerspruchs. Was die Identitätslogik identisch setzt, enthüllt sie als Nicht-Identität.

14. Die Ware ist ein dialektisches Verhältnis von Etwas und Anderes, von Gebrauchs- und Tauschwert. Das Andere ist das, was jeweils am Etwas nicht sichtbar ist. So produziert der Kapitalist, um zu verkaufen. Er ist am Tauschwert interessiert, produziert jedoch Gebrauchswerte. Bei der Herstellung von Gebrauchswerten ist der Gebrauchswert das Etwas, der Tauschwert das Andere. Dieses Andere ist aber der Grund, warum der Kapitalist überhaupt produziert. Denn noch lässt sich in keiner Fabrik den reinen Tauschwert produzieren. Als Tauschwert bringt der Produzent seine Ware auf den Markt. Er möchte die Ware gegen Geld eintauschen. Damit sich jedoch der Tauschwert realisiert, muss sich jemand für die Ware interessieren. Der Käufer denkt dabei nicht an den Wert des Tausches, sondern an den Gebrauchswert. Durch den Verkauf realisiert sich der Tauschwert, weil der Käufer an den Gebrauch der Ware denkt. Gebraucht der Käufer nun die Ware, indem er sie verzehrt oder vernichtet, so ist die Ware verbraucht, sie besitzt keinen Tauschwert mehr.

15. Die Ware zeigt somit jeweils ein anderes Gesicht. Sie zeigt sich einmal als Gebrauchswert, das andere Mal als Tauschwert, obwohl sie immer zugleich Gebrauchs- und Tauschwert ist.

16. Das ist jedoch nicht alles, sie ist auch eine materialisierte Täuschung. Diese Täuschung entsteht durch Vertauschung: indem das eine verwirklicht wird, verwirklicht sich auch das andere, im Tausch verwirklicht sich auch der Gebrauchswert, in der Herstellung und im Verbrauch des Gebrauchswerts der Tauschwert. Wäre dies nicht der Fall, würde das Warending seinen Warencharakter verlieren. Es wäre nur Gebrauchswert. Die Täuschung besteht nun darin, dass der Produzent, obwohl er Gebrauchswerte herstellt, den Tauschwert im Sinn hat, weil nur der Tauschwert Profit bringt. Der Käufer täuscht sich darin, dass er meint, er kaufe den Gebrauchswert, dabei verwirklicht sich der Tauschwert.

17. Der dialektische Sachverhalt von Gebrauchs- und Tauschwert determiniert auch die Art und Weise der Produktion sowie die Produktionsverhältnisse. Da der kapitalistische Warenproduzent am Tauschwert interessiert ist, trachtet er danach billig zu produzieren und teuer zu verkaufen. Er steht in Konkurrenz zu anderen Anbietern. Will er maximalen Profit herausschlagen, muss er billiger als die Konkurrenz produzieren und so teuer wie möglich verkaufen. Alle Produzenten stehen somit im Wettbewerb miteinander und alle arbeiten mit denselben Mitteln.

18. Eine Ware ist etwas Hergestelltes. Dazu bedarf es der Arbeitskraft und der Stoffe, Materialien. Eine Ware entsteht, wenn mithilfe der Arbeitskraft ein Gegenstand entsteht, den es vorher nicht gegeben hat. Dieser qualitative neue Gegenstand ist der Gebrauchswert. Nun kommt nicht jetzt erst der Tauschwert hinzu, weil erkannt wird, dass dieser Gegenstand zum Tausch gebraucht werden kann. Vielmehr wirkt sich der Tauschwert schon aus, bevor überhaupt der Gegenstand produziert wird. Der Gegenstand muss so billig sein oder kann so teuer sein, dass er verkauft wird. Wenn die Ware zu teuer ist, sie deshalb nicht verkauft wird, so sinkt der Tauschwert auf Null. Wenn der Tauschwert auf Null sinkt, wird die Ware vernichtet, weil sie keinen Wert mehr besitzt.

19. Der Tauschwert drückt somit auf den Gebrauchswert. Die Ware soll im Tauschverkehr mehr scheinen als sie ist. Die Materialien soll möglichst billig sein, ebenso die Arbeitskraft, die die Materialien in einen Gebrauchsgegenstand verwandeln. Um auch hier die Kosten zu minimieren, wird der Träger der Arbeitskraft, der Arbeiter nicht nach seinem Anteil, den er an der transformativen Herstellung des Gebrauchsgegenstands hat, bezahlt. Das Maß ist nicht immanent, der Arbeitsanteil am Produkt, sondern transzendent. Es misst sich daran, was ein Arbeiter zum Überleben braucht.

20. Dadurch ist der Arbeiter nicht mehr als das Material, das Kosten verursacht. Die Arbeitskraft wird auf dem Markt gekauft wie alle anderen Dinge. Den Warenproduzenten interessiert nur die Arbeitskraft, nicht der Arbeiter, obwohl nicht die Arbeitskraft bezahlt wird, sondern der Arbeiter, damit er sich erhalten kann.

21. Der Arbeiter bietet seine Arbeitskraft auf dem Markt an, wie jede andere Ware angeboten wird. Auf dem Markt wird er selbst zur Ware, er ist ein dialektisches Verhältnis von Tausch- und Gebrauchswert. Er besitzt Tauschwert, weil er zu gebrauchen ist. Und als Gebrauchswert dient er der Herstellung von Tauschwerten.

22. Tauscht sich der Arbeiter als Gebrauchswert, indem er seine Arbeitskraft verkauft, so kann dieser neue Besitzer mit der Arbeitskraft machen, was er will.

23. Das Interesse des Kapitalisten ist, möglichst billig zu produzieren. Dafür sieht er zwei Möglichkeiten: die Qualität der Waren zu senken und die Quantität zu steigern. Er möchte sowohl die Materialkosten drücken als auch die Herstellungskosten niedrig halten. An den Materialkosten kann er wenig drehen, denn er kauft sie ja von einem Kapitalisten seines Schlags, der ebenso billig produzieren wie teuer verkaufen möchte. Aber er ist ja noch Besitzer fremder Arbeitskraft. Hier hat er wiederum zwei Möglichkeiten: das Maß, die Selbsterhaltung, wird immer mehr heruntergedrückt. Der Arbeiter soll sich mit immer weniger über Wasser halten. Dieses Lohndumping ist vor allem bei hoher Arbeitslosigkeit, wenn eine Reservearmee von Arbeitsfähigen bereit steht, möglich. Die zweite Möglichkeit ist die der Arbeitskraftoptimierung. Das heißt die Arbeitsproduktivität wird immer größer, dergestalt, dass der Arbeiter immer ausgelaugter seinen Arbeitsplatz verlässt.

24. Die Optimierung der Arbeitskraft geschieht wiederum durch zwei Eingriffe. Zunächst durch Verlängerung der Arbeitszeit, dann durch Intensivierung der Arbeitszeit. Die Verlängerung der Arbeitszeit hat Grenzen, denn wenn die Selbsterhaltung nicht mehr garantiert ist, schwindet der Gebrauchswert der Arbeitskraft. Bleibt so die Intensivierung der Arbeitszeit. Dies geschieht durch Beschleunigung der Arbeitsprozesse. Dabei sind dem Einfallsreichtum der Unternehmer keine Grenzen gesetzt: durch ein Einführung von Akkordarbeit, durch Fließbandarbeit sowie durch Aufspaltung der Arbeitsprozesse in immer kleinere Arbeitsschritte. Je kleiner die Arbeitsschritte umso intensiver die Ausnützung der Arbeitskraft. Die Arbeitszeit wird verlängert, weil sich die Arbeitsprozesse beschleunigen.

25. Diese Ausdehnung der Arbeitszeit durch Intensivierung geschieht nicht dadurch, dass ein Wachpersonal mit Schlagtrommel und Peitsche die Arbeitsprozesse kommandieren, sondern hängt vom Stand der Produktivität der Maschinen ab, die der Arbeiter bedient. Je produktiver die Maschinen, desto intensiver kann die Arbeitskraft ausgebeutet werden.

26. Die Produktivität einer Fabrik hängt nicht von der Arbeitskraft ab, sondern vom technischen Stand der Produktionsmaschinen. Deshalb ist das Ideal des Kapitalismus eine menschenleere Fabrikhalle, in der allein Maschinen die Tauschwerte billigst produzieren.

27. Die Ware ist somit nicht nur ein kapitalistisches Produkt, etwas Hergestelltes. Sie produziert selbst die Bedingungen, unter denen sie hergestellt wird. Eine kapitalistische Ware ist eben nicht nur eine Ware wie jede andere. Sie determiniert die ökonomische Daseinsweise

der Existenz. Die Existenz wird vom kapitalistischen Warendenken beherrscht. Das führt dazu, dass eine andere Existenzweise jenseits der Warenwelt unmöglich erscheint. Existenzielle Sorgen und Ängsten sind mit jenen der kapitalistischen Ökonomie identisch.

28. Das kapitalistische Warendenken bleibt nicht auf die Warenproduktion beschränkt. Es verwandelt alles in Waren, indem es alles in einen widersprüchlichen Sachverhalt transformiert. Gegenstände sind keine Gegenstände mehr, vielmehr zweideutige Formen. Deshalb ist auch das Geld nur ein logischer Sachverhalt oder eine Ware, die durch Gebrauch und Tausch Profit abwirft. Gegenüber dem Warending hat das Geld den Vorteil, dass es keinen materiellen Träger benötigt. Geld ist zunächst nichts anderes als ein abstrakter Wertausdruck der Ware. Der Finanzkapitalismus beginnt nun damit, dass das Geld nicht mehr nur Wertausdruck der Ware ist, sondern selbst auch als selbstständige Ware betrachtet wird, die getauscht werden kann, um Profit zu bilden.

29. Der Kapitalismus expandiert nicht nur, indem die Warenproduktion zunimmt, er expandiert auch darin, dass er alles als potenzielle Waren, also als zweideutige Tatsachen oder Sachverhalte, betrachtet. Nicht nur Waren, Arbeitskraft, Geld, Aktien, Anleihen dienen der Profitakkumulation, sondern auch Äpfel, Birnen, Tiere, Kunstwerke, Gefühle, Ideen, Fähigkeiten, Fehler, Mängel und Krankheiten. Selbst der Dreck unterm Fingernagel kann dazu dienen, wenn er entsprechend

vermarktet wird, sei es nur als Kunstware. Wie dem Reichtum keine Grenzen gesetzt sind, so kennt auch die Expansion der Warentransformation keine Schranken. Das Warendenken würde Himmel, Hölle, Luft und Erde in Waren verwandeln, selbst das Nichts bliebe nicht verschont, gäbe es eine Möglichkeit, Profit herauszusaugen.

30. Alles und jedes, was vorstellbar ist, kann potenziell Profitträger sein. Dies ist dadurch möglich, dass der Akt der Warenverwandlung eine Formalisierung ist. Die Ware ist eine formale Tatsache. Materielle, qualitative, stoffliche Eigenschaften spielen keine Rolle. Etwas wird zu einer Ware, indem es in eine rationale, abstrakte Form, ohne allen Inhalt, gebracht wird. Ein Warending besitzt Eigenschaften, der Warencharakter ist daran nicht sehen. Er riecht nicht, schmeckt nicht, er ist ohne alle Bestimmung wie das reine Sein. Erst dann gibt er sich zu erkennen, wenn das Ding als Tauschmittel gebraucht wird, dann kommt die Form als wahre Substanz des Dings zur Geltung.

31. Der Kapitalismus verwandelt Dinge in reine Formen oder in formale Sachverhalte. Ökonomisierung heißt, von allen Inhalten absehen. Die Dinge sind keine materiellen Substanzen, sondern abstrakte Formwerte. Ökonomisierung heißt Formalisierung, eine ökonomisierte Welt ist eine abstrakte Welt oder eine des Immateriellen. Selbst das Ziel, der Profit ist nur eine abstrakte Größe.

32. In der kapitalistischen Welt gibt es nur Formvorgänge. Formproduktionen, Formwechsel, Formkonkurrenz, Formvernichtungen, Formakkumulationen. Es gibt nur einen einzigen Skandal: dass die Formen, in letzter Instanz, materieller Trägersubstanzen bedürfen.

33. Weil es im Kapitalismus nur um Formalisierung geht, kann er erfindungsreich neue Arten von Tauschplätzen zum Zwecke der Profitmaximierung installieren. Marktplätze für Waren und Börsen für Finanzmittel sind nur zwei Beispiele. Auch hier sind der Ausdifferenzierung keine Grenzen gesetzt, allerdings findet dadurch keine qualitative Veränderung statt. Die Ausdifferenzierung ist eine Iteration, keine Superisation. Alles Weitere folgt dem axiomatischen Sachverhalt von Gebrauchs- und Tauschwert.

5. Teil: Identität von Ökonomie und Existenz

1. Die Existenz ist ökonomisiert, die Ökonomie ist nicht existenzialisiert. Das liegt daran, weil es der kapitalistischen Ökonomie gelingt, die Existenz zum Mittel ihrer Produktivität zu machen. Der Kapitalismus ist die Formkraft der Existenz. Das stellt die Welt auf den Kopf, denn Existenz sollte das Übergreifende sein, die Ökonomie nur ein Teilbereich. Dieser Teilbereich wurde jetzt mit der Existenz identisch, dergestalt, dass das, was außerhalb sein könnte, außerhalb der Existenz ist, also nichtexistent.

2. Durch die Identität von Ökonomie und Existenz entsteht eine neue Welt. Diese neue Welt setzt sich an die Stelle jener, die einst als erste Identitätswelt galt, der Natur. Die ökonomischen Methoden und Regeln werden so zu existenziellen, schließlich zu Naturgesetzen. Wer sich nicht daran hält, fällt aus der Existenzwelt. Mimesis und Identifikation mit der ökonomischen Daseinsweise gelten als natürliches Verhalten.

3. Die Ökonomisierung der Existenz ist für den Existierenden kein Widerspruch, an dem er zerbricht. Er wird nicht bemerkt, er ist kein Stachel in seinem Dasein. Die Ökonomie ist sein existenzielles Schicksal. Die Leiden und das Elend, das der Kapitalismus produziert, schlägt er dem Grundcharakter der Existenz zu, das Glück und den Wohlstand, die ihm gewährt werden, verdankt er dem Kapitalismus. Die Existenz ist das Passive, das Vergängliche, das Negative, die Ökonomie das Aktive,

das Produktive, das Vermehrende. Die Ökonomie verwandelt gerade die krude Welt des Leidens in eine des Glücks.

4. Existenz ohne die ökonomische Formkraft ist nur eine der blanken Selbsterhaltung. Dabei verkennt der Existierende, dass ihn gerade der Kapitalismus wieder auf die Ebene der Selbsterhaltung zurückwirft. Denn für seine Arbeitskraft erhält er gerade das, was für seine Selbsterhaltung notwendig ist.

5. Zurückgeworfen auf die nackte Existenz der Selbsterhaltung erwartet der Mensch gerade Rettung von jenen Kräften, die ihn auf die Selbsterhaltung reduzieren. Diese Rettung erwartet er von jenen, für die er den Reichtum schafft, der ihn arm macht. Daraus resultiert der Fetischismus der Ware. Der Kapitalist macht die Ware zum Fetisch, weil er ihr seinen Profit verdankt, der Arbeiter hängt an der Ware als Fetisch, nicht weil er sie hergestellt hat, dafür hat er seinen Lohn bekommen, sondern weil sie seine Selbsterhaltung garantiert. Die Ware ist seine einzige Quelle, die seine nackte Existenz sichert. Aufgrund der Identität von Existenz und Ökonomie steht er ohne sie vor dem Nichts.

6. Die Existenz wird von der Dialektik der Ware beherrscht. Die Existenz ist somit eine Welt der Widersprüche. Das müsste die axiomatische Identitätslogik herausfordern und auch die Menschen, die von den Widersprüchen zerrieben werden. Die Menschen, die aber auf die Selbsterhaltung reduziert werden, kämpfen ums Überleben,

nicht mit Widersprüchen. Ihre Verhaltensweise ist die Anpassung. Je größer die Widersprüche, umso größer der Anpassungsdruck. Sie passen sich an, identifizieren sich mit jenen, die ihnen die Existenz erhalten und etwas mehr versprechen. Mimesis und Identifikation, die ersten Brücken zur Umwelt, sind keine rationalen Verhaltensweisen. Sie orientieren sich an Intensitäten, nicht an logischen Aussagen. Der Kapitalismus verlangt somit von den Menschen keinen verstandesmäßigen Gebrauch seines Gehirns, sondern lediglich die Anpassung an die Maschinen. Für diese Anpassungsleistung, die darin besteht, dass er seine Arbeitskraft verkauft, bekommt er einen gerechten Lohn, der dadurch gerechtfertigt ist, dass, würde er mehr Lohn erhalten für seine Arbeitskraft, die Ware teurer würde, damit unverkäuflich.

7. Die Identitätslogik ist zu keiner Aussage fähig, weil sie die Dialektik leugnet. Widersprüche sind nicht ihr Fall. Eine Sache ist oder ist nicht. Die dialektische Rationalität des Kapitalismus ist nach dem Muster der axiomatischen Identitätslogik gestrickt. Dem tautologischen Axiom von A=A entspricht jene der Warenlogik: Ware ist Ware. Dem logischen Fortgang: A=B, wenn A=C und C=B ist, entspricht dem Sachverhalt, dass das gemeinsame Dritte der Waren A und B der Wert ist, das heißt Ware A und Ware B sind gleich, wenn ihr Wert gleich ist. Auf diese Weise verwandelt die Identitätslogik die kapitalistische Rationalität in eine widerspruchsfreie Logik der Warenproduktion. Damit ist nun eine Äquivalenz von reiner

Logik, Existenz und Kapitalismus hergestellt. Wer das Irrationale am Kapitalismus kritisiert, ist also jemand, der das Irrationale der Logik kritisiert. Derjenige ist also selbst irrational und der logischen Kritik überhaupt nicht fähig.

8. Die Logik reicht nicht an die dialektische Verfasstheit der Ware heran, weil für sie die Ware kein logisch-widersprüchlicher Sachverhalt ist, sondern nur ein Ding unter Dingen, Gegenstand unter Gegenständen, Apfel unter Äpfeln. Der Identitätslogik ist es nicht möglich, den logischen Charakter der Ware zu enthüllen. Damit wird sie zum Komplizen des Kapitalismus, weil ihm selbst daran gelegen ist, die Widersprüche zu verdecken. Der Kapitalismus argumentiert identitätslogisch: Ware ist Ware, Arbeitskraft ist Arbeitskraft, die gebraucht wird, um Materialien in Gebrauchsgegenstände zu verwandeln. Der Kapitalist produziert auch nur Gebrauchswerte und den Mehrwert den er kassiert, den Profit den er akkumuliert, das alles verdankt er seiner Arbeitskraft. Selbstverständlich produziert er nur Gebrauchswerte, denn würde er nur Tauschwerte produzieren, wären es unsichtbare Luftwerte. Aber der Tauschwert steckt schon in seinem Kopf, bevor überhaupt erst eine Ware hergestellt wird.

9. Der Kapitalismus produziert nicht nur Waren, er produziert auch Verhältnisse, die der Existenz ihre Gestalt geben. Sie produziert Logiker, die den dialektischen Charakter der Ware leugnen, sie produziert Kapitalisten, die den Mehrwert einstreichen und so Reichtum akkumulieren, dem keine Grenzen gesetzt sind, sie produziert Arbeiter, die um der Selbsterhaltung willen, ihre Arbeitskraft verkaufen. Dergestalt gibt es zwei Hauptklassen, die Kapitalisten, die immer reicher werden, und die Arbeiter, die im Verhältnis dazu, immer ärmer werden. Daraus teilt sich die Existenz in zwei Teile. Die eine Existenzweise ist die der Verschwendung, die andere ist die der Selbsterhaltung. Selbst wenn es dem Arbeiter gelungen ist, etwas reicher zu werden, Distanz zum nackten Überleben zu haben, so geschieht dies um den Preis, dass andere noch ärmer werden, wenn er etwas reicher wird. Denn er wird ja dadurch reicher, nicht weil er noch einen gerechteren Lohn für seine Arbeitskraft erhält oder weil er dem Kapitalisten etwas mehr abgetrotzt hat, sondern er wird deshalb reicher, weil die Waren noch billiger produziert werden, er dabei mehr Lohn erhält. Sind die Waren billiger, kann er mehr kaufen. Die Waren werden jedoch nicht deshalb billiger, weil der Arbeiter mehr leistet, das hängt vom Stand der Produktivkräfte ab, sondern weil der Kapitalist sowohl billigere Arbeitskräfte an anderer Stelle einstellt, als auch die Materialpreise drückt, drücken kann, weil die Materialproduzenten, keine Chance haben teuerer zu verkaufen. Höherer Lebensstandard wird nicht erzielt, indem die Kapitalisten etwas abgeben, das würde ökonomisch keinen Sinn machen, dadurch würden nur

die Warenpreise steigen, weil die Arbeiter mehr Geld hätten. Der höhere Lebensstandard stellt sich dadurch ein, weil andere sich oder ihre Güter noch billiger verkaufen müssen.

10. Der Kapitalismus bildet somit ein funktionales System von Abhängigkeiten aus, in dem es keine isolierten Handlungen gibt. Eine Handlung hat für viele andere Vorgänge Folgen. Das macht den Kapitalismus undurchschaubar. Der Kapitalismus produziert rational nach Maßgabe von Angebot und Nachfrage, von billig herstellen und teuer verkaufen seine Waren. Diese Rationalität schlägt in Irrationalität um, nicht weil ungeordnet produziert wird, sondern weil sich die Widersprüche mit der Expansion der Warenproduktion ausdehnen. Das Irrationale entsteht dadurch, dass identitätslogisch rational die Existenzweise organisiert wird, obwohl die kapitalistische Daseinsweise widersprüchlich, also nicht identitätslogisch rational konfiguriert ist. Die logische Rationalität steht disjunktiv zur dialektischen Wirklichkeit. Diese rationale Anlage wird von der kapitalistischen Vertauschung legitimiert, denn der Kapitalismus zeigt immer nur das jeweilige Identitätsmoment, nie den widerspruchsvollen Sachverhalt. Von daher wird immer nur eine Seite identifiziert, ohne jeweils das verschattet anwesende Widerspruchsmoment zu erkennen.

11. Wie sich die Waren über dem Widerspruch von Gebrauchs- und Tauschwert verwirklichen, dergestalt, dass sich im Gebrauch der Tauschwert realisiert und umgekehrt, so existiert auch der Mensch: Indem er das eine will, verwirklicht sich das andere, das er nicht will, und umgekehrt. Weder die Waren, noch die Dinge, noch die Menschen sind mit sich identisch. In ihrem Innern sitzt der logische Widerspruch. Sie sind selbst zu einem dialektischen Sachverhalt geworden. Sie gebrauchen sich als Tauschwert und tauschen sich als Gebrauchswert.

12. Die Dinge schließen sich so zusammen, als wären sie alle mit sich und mit den anderen identisch. Sie sind, was sie sind, also sich selbstähnlich. Aber der Kapitalismus ist keine Struktur, der sich in den einzelnen Strukturelementen abbildet, dergestalt, dass bereits in jedem Muster die Gesamtstruktur enthalten ist. Er ist eine Gestalt, in dem die einzelnen Teile doppeldeutig sind. Sie sind sowohl Moment der Gestalt und zugleich selbstständige Teile, die noch etwas anderes abbilden als die Gestalt. Von daher wäre das kapitalistische Gestaltmoment in der Warenwelt der Tauschwert, der Gebrauchswert wäre der selbstständige Teil. Wie in der Warenwelt realisiert die einzelne Gestaltfigur sowohl die Gesamtgestalt, weil sie ein Moment derselben ist, als auch den selbstständigen Teil, der in die Gestalt integriert ist, aber anderes abbildet.

13. Aufgrund dieser Zweideutigkeit kann der Kapitalismus ein anderes Gesicht zeigen. Für die einen ist die Warenwelt, die Welt der Gebrauchswerte, für die anderen die der Tauschwerte, ohne dass zu erkennen ist, dass Tausch- und Gebrauchswert eine dialektische Einheit bilden.

14. Durch diese Aufspaltung wird die kapitalistische Welt eindeutig. Als einfache Welt der Gebrauchswerte und als einfache Welt der Tauschwerte erscheint sie rational geordnet, das heißt, sie besitzt eine Struktur. Irrational wird es durch die Vermischung, die Warenwelt erscheint dann immer als etwas anderes. Dann herrscht eine chaogene Ordnung. Die Irrationalität ist aber nicht zu unterschlagen, denn die Vermischung ist nicht abzuweisen, die Waren erscheinen in immer verschiedener Weise. Deshalb zieht das Ordnungsdenken folgenden Schluss: weil sich der Kapitalismus äquivalent zur Identitätslogik entfaltet, ist er rational. Das Irrationale, das sich auch innerhalb des Kapitalismus manifestiert, gehört in die Sphäre der Existenz. Die Existenz verwirklicht sich als Irrationalität im Kapitalismus. Je mehr sich somit der Kapitalismus ausdehnt, umso mehr wird der Irrationalismus ausgehöhlt. Er rationalisiert gleichsam die Existenz. Da es möglich ist, in dieser Weise Rationalität und Irrationalität auf zwei verschiedene Sphären zu verteilen, ist dies der Beweis dafür, dass die ökonomische Daseinsweise der Kapitalismus ist und dass der Kapitalismus mit der Existenz identisch ist. Denn die Irrationalität resultiert aus der kapitalistischen Rationalität. Existenz ist weder rational noch irrational, sondern eine Intensitätswelt, die zunächst über Mimesis und Identifikation empfunden und wahrgenommen wird. Zu einer rationalen Gestalt wird Existenz erst dann, wenn sie von den ökonomischen Formkräften bearbeitet wird.

15. Wenn der Kapitalismus der Identitätslogik äquivalent ist, dergestalt, dass diese nicht die Widersprüchlichkeit und Irrationalität enthüllen kann, stellt sich die Frage, ob nicht diese Identitätslogik selbst der Ökonomie entspringt. Wie der Identitätssatz Resultat des Tauschverkehrs ist, so gilt dies vielleicht auch für die Identitätslogik insgesamt. Das würde erklären, warum die scheinbar reine Logik, die sich nur mit idealen und ontologischen Gegenständen beschäftigt, nicht in der Lage ist, die ökonomische Logik der Irrationalität zu kritisieren. Das wäre auch ein Stück Selbstaufklärung, aber zugleich auch eine Entmystifizierung der göttlichen Logik.

16. Sind nun Kapitalismus und Existenz identisch, so sind Mimesis, Identifikation, Identitätslogik die adäquaten Verhaltensweisen. Mimesis als Anpassung an das, was die kapitalistische Produktion braucht, Identifikation mit dem, was sie leistet und produziert. Das steigert die Arbeitsproduktivität. Identitätslogik rationalisiert die Prozesse, dergestalt, dass sie immer neue Verfahren und Mittel erfindet, um das Wachstum zu erhöhen. Für die einen, wenigen führt dies zu immer größerem Reichtum, für die meisten zur garantierten Selbsterhaltung.

17. Da Existenz mit Kapitalismus identisch ist, so dass das eine mit dem anderen unentwirrbar vermischt ist, hat die Existenz immer Angst, ihre Existenz zu verlieren, die ihr der Kapitalismus als Selbsterhaltung garantiert. Diese Existenzangst äußert sich als Angst vor dem Chaos. Dabei weiß die Existenz nicht, dass das Chaos bereits, durch die vertauschende Vermischung von Existenzweise und Kapitalismus produziert, in ihr anwesend ist. Sie ängstigt sich nicht vor dem Nichts, vielmehr vor ihrem inneren chaogenen Zustand.

18. Die existenziell-kapitalistische Rationalität produziert den chaogenen Zustand von Wachstum, Reichtum, Armut und Zerstörung.

6.Teil: Natur

1. Die kapitalistische Formverwandlung potenziell aller Seinsgegebenheiten orientiert sich an Verschwendung, Intensivierung und Sparsamkeit. Um konkurrenzfähig zu sein, muss die Ware kostengünstig produziert werden. Ist die Ware billiger als das Konkurrenzprodukt, erhöht sich die Chance, mehr zu verkaufen. Steigert sich der Absatz, so maximiert sich der Profit. Um ein billiges Produkt anbieten zu können, geht der Warenproduzent mit dem verschwenderisch um, was nichts kostet, äußerst sparsam mit dem, was Kosten verursacht. Die Intensivierung bezieht sich auf die Herstellung. Zur Herstellung ist eine bestimmte Herstellungsdauer notwendig. Diese Zeitdauer kann verkürzt werden, indem der Herstellungsprozess beschleunigt wird. Diese Beschleunigung gelingt durch Intensivierung. Je kürzer die Arbeitszeit, um eine Ware herzustellen, umso mehr Produkte können fertiggestellt werden. Der Arbeiter, der seine Arbeitskraft für eine bestimmte Dauer verkauft, die Maschinen, die während einer bestimmten Zeit eine bestimmte Leistung abliefern, sind Objekte der Intensivierung. Die Maschinen sollen immer schneller laufen, der Arbeiter immer schneller arbeiten. Dadurch wird die Zeit intensiver ausgenützt. Auf diese Weise schafft sich der Kapitalismus eine eigene Zeitvorstellung. Das heißt, er formalisiert sie. Die Zeit ist reine Dauer. Diese Dauer kann in immer kleinere Einheiten aufgespaltet werden. Auch der Raum ist reine Formausdehnung. Somit gilt insgesamt, die Formalisierung verwandelt nicht nur Dinge in Formwerte, sondern auch Ordnungsvorstellungen, Kategorien und Begriffe. Nicht nur wird alles in Form

verwandelt, sondern auch umgekehrt, die Allheit der Welt wird mit Hilfe der Formen erkannt. Erkenntnis ist Formerkenntnis, deshalb wird die ganze Welt zu einer Formwelt. Was nicht durch Form erfassbar ist, kann auch kein Sein beanspruchen. Das, was keine Form besitzt, ist das Nichts.

2. Die existenziell-kapitalistische Rationalität eignet sich die Welt an, indem sie alles als Formausdrücke verwandelt. Identität, Logik, Ordnung, Raum, Zeit werden zu abstrakten Formvorstellungen. Dann gelingt es ihr, eine zusammenhängende Formwelt aufzubauen. Ist alles Sein nur Form, dann wird daraus der Schluss gezogen, dass dieser Formzusammenhang der Welt selbst zukommt, nicht auf die Welt nur aufgetragen ist. Die wahre Welt ist die Formwelt, die nicht von der Rationalität erzeugt wurde, sondern von ihr abgebildet wird.

3. Damit ist ein perfekter Verblendungszusammenhang installiert. Es gibt keinen Ausweg aus dieser Welt. Die reinen Formen verstellen den Weg. Denn das Denken ist selbst ein Formdenken. So ist es ihm nicht möglich, etwas Anderes zu denken als in und mit Formen. Die Andersheit ist anwesend, jedoch, wie die Logik beweist, als etwas Nichtseiendes. Es ist das, was nicht mit sich selbst identisch ist. Und das, was keine Identität besitzt, kann auch nicht als etwas Seiendes gedacht werden.

4. Gibt es kein Draußen, so bleibt nur die Kritik der Formalisierung, dergestalt, dass jede Form nur Form von etwas ist. Damit wird deutlich, dass der Akt der Formalisierung ein Doppelverfahren ist. Indem alles in Form verwandelt wird, wird zugleich, das negiert, wovon es eine Form ist. Formalisierung ist ein Abstraktionsprozess und zugleich ein Ausschlussverfahren. Das Etwas der Form ist nur ein unbestimmtes Es, das es nicht mehr geben dürfte. Dieses Es kann jedoch nicht wieder vernichtet werden, weil es dafür gebraucht wird, dass sich die Form verwirklichen kann, wie der Geist Materie braucht, um sichtbar zu werden.

5. Das Etwas der Form ist somit etwas Formloses oder es ist reines Material ohne jede Bedeutung. Denn seine Bedeutung erhält es erst durch die Formgebung.

6. Das Etwas, ohne alle Bedeutung, das nur Material ist, ist jedoch nichts anderes als die Natur.
7. Das Formdenken stößt sich von dem ab, negiert das, wovon es alles bezieht, von der Natur.

8. Die Natur stellt der kapitalistischen Existenz die Mittel bereit, um überhaupt existieren zu können. Das Resultat dieser kostenlosen Lieferung ist die Naturzerstörung durch Verschwendung, weil Natur nichts kostet.

9. Es liegt auch keine Fetischisierung der Natur vor, weil nicht die Natur die Selbsterhaltung und den Reichtum garantiert, sondern die Warenproduktion.

10. Die ökonomisierte Existenz setzt sich als erste Natur. Die Natur selbst wird nicht zur zweiten, sie wird als Material für die Herstellung des Gebrauchswerts betrachtet. Sie ist somit nur Moment innerhalb der Formwertproduktion.

11. Gegenüber der Form ist die Natur unrein, erst durch die Formalisierung gewinnt sie ihre Reinheit. Eine reine Natur ist eine formalisierte Natur. Diese Naturformalisierung leistet die Naturwissenschaft. Diese abstrakte Natur ist eine Ordnung von Gesetzmäßigkeiten. Gesetze entstehen durch Quantifizierung und der Erforschung von gegenseitigen Abhängigkeiten. Die Natur wird dadurch mathematisiert. Das Resultat: Natur ist reines quantitatives Material.

12. Natur ist damit als formalisierte eine künstliche Erscheinung, nur ohne Qualitäten.

13. Wie die Logik nicht dem metaphysischen Geist entspringt, sondern der Ökonomie, so entspringen die naturwissenschaftlichen Gesetze nicht der Natur selbst, sondern sind Anwendungen der Logik auf die Natur. Die Naturgesetze sind gleichsam Ausdruck einer Zweckentfremdung.

14. Natur ist die Grundlage der Existenz. Als Grundlage ist sie Schauplatz und Umwelt der Existenz. Der Naturwissenschaft ist sie Objekt. Der Produktion ist sie Mittel für den Gebrauchswert und Träger des Tauschwerts.

15. Natur hat somit kein selbstständiges Sein. Sie ist immer nur für Anderes, für die Existenz. Ihre Identität besteht somit darin, dass sie die Existenz zulässt.

16. Sie ist eine Negativform. Alles was sie an positiven Bestimmungen besitzt, ist eine von der Existenz bestimmte Natur. Da sich die Existenz als erste Natur bestimmt, ist alles, was als Natur erscheint existenzielle Natur. Die Natur, als ein Dasein jenseits der Existenz, entzieht sich als nichtidentische Andersheit. Deshalb kann darüber keine Aussage gemacht werden.

17. Es gibt auch keinen Sprung aus der Existenz in die Natur, weil Natur nur immer das ist, was sich als Natur innerhalb der Existenz zeigt. Ein Sprung in die Natur ist nicht einmal ein Sprung in die Leere, weil die Leere zur Existenz gehört. Auch der Tod gehört zur Existenz, er ist kein Eingriff in die Existenz.

7. Teil: Natur und Existenz

1. Die existenzielle Natur ist jedoch nicht nur als bloßes Material anwesend, zu dem sie von der Formalisierung degradiert wurde. Sie ist als Andersheit zur Formnatur gegenwärtig. Als Andersheit, weil sie sich der Formalisierung entzieht. Diese andere Natur ist nicht nur irgendwie gegenwärtig, sondern allgegenwärtig und wird deshalb nicht mehr bemerkt. Diese Natur ist die der Intensität. Wenn die Existenz als Intensitätswelt erfahren wird, dann verdankt sie dies der Identität mit der Natur.

2. Existenz als Ordnung, als Logik, als Selbsterhaltung verdankt sich dem Akt der kapitalistischen Formalisierung. Existenz als Daseinsweise von Intensitäten resultiert aus der Identität mit der Natur.

3. Natur erfüllt die Existenz, die die Form in krudes Material verwandelt. Jedoch partizipiert die Existenz, unabhängig von der Form, an der formfernen Intensitätswelt, von der sich doch erfüllt ist, durch die Leiblichkeit.

4. Intensitäten sind Qualitäten, die sich nicht in Formen ausdehnen, sondern über Grade bemerkbar machen. Es sind Empfindungsgrößen, die vom Leib und seinen Sinnesorganen wahrgenommen werden.

5. Der Leib ist nicht nur ein Wahrnehmungsorgan, er selbst ist eine Intensitätswelt. Er nimmt nicht nur wahr, sondern produziert auch Intensitäten. So fühlt er nicht nur Schmerzen, er lässt auch welche entstehen.

6. Mit dem Leib fühlt die Existenz die äußere Naturintensität, und durch den Leib verwirklicht sich die Intensität. Der Leib ist nicht nur die Grenze von Innen und Außen, er besitzt eine eigene Intensitätswelt.

7. Der erste Intensitätsausdruck ist der Hunger. Damit ist der Hunger der erste Bruch mit der Natur. Der Hunger indiziert eine Versorgungslücke. Es gibt nun ein Subjektives, dem etwas fehlt, und eine Objektwelt, über die nicht mehr verfügt wird. Das Subjekt ist, das, was etwas will, das Objekt, von dem etwas gewollt wird. Die Natur ist Objekt, weil sie sich verweigert.

8. Das Subjekt-Objekt-Verhältnis bildet sich somit mit dem Hunger. Das Verhältnis ist durch Mangel und Widerstand gekennzeichnet. Das Verhältnis hebt sich auf, wenn der Hunger gestillt wird, das Subjekt fühlt sich eins mit dem Objekt.

9. Es findet jedoch keine absolute Trennung statt. Kein Subjekt ohne Objekt, kein Objekt ohne Subjekt. Es findet ein Empfindungsstrom zwischen Subjekt und Objekt statt, weil die Existenz von der Intensitätswelt erfüllt ist.

Das Subjekt-Objekt-Verhältnis ist eines in der Intensitätswelt. Es treten sich keine verschiedenen Welten gegenüber. Von daher sind Trennung und Einssein graduelle Unterschiede. Maximaler und minimaler Grad besteht in der Aufhebung von Intensitätsunterschieden. Wenn kein Intensitätsunterschied mehr zu spüren ist, dann gibt es weder ein Subjekt, noch ein Objekt.

10. Das Objekt ist im Subjekt immer anwesend. Das zeigt sich am Intensitätsunterschied. Das Subjekt ist auch im Objekt anwesend, nur ist nicht zu empfinden und zu erkennen, ob dem Objekt auch etwas Subjektives zukommt. Das Subjekt definiert sich als etwas, das etwas empfindet und zugleich Empfindungen entwickelt. Wogegen das Objekt nur als Intensitätswelt erscheint, also etwas, in dem sich das Subjekt befindet und die das Subjekt zum Objekt macht.

11. Das Objekt besitzt kein Innen und Außen. Es ist ein Oberflächenphänomen. Deshalb scheint es nichts Subjekthaftes zu besitzen, weil nur Oberflächen zu erfahren sind, niemals etwas Inneres, das sich an der Oberfläche äußert.

12. Die Intensitätswelt besitzt keinen inneren Subjektkern, jedoch lässt sie sich als Ganzheit fassen, sie ist eine des qualitativ Intensiven.

13. Das qualitativ Intensive ist das, was alles durchflutet, etwas, das das Subjekt aufnimmt, verwandelt, erzeugt, weitergibt. Dieses Etwas werden Reize genannt, diese werden in Empfindungen verwandelt, als Erregungen erzeugt und als Kräfte weitergegeben.

14. Das qualitativ Intensive wird nur durch den graduellen Unterschied wahrgenommen. Ist es mit dem Subjekt im Intensitätsgrad identisch, so ist das Subjekt im Intensiven, das Intensive im Subjekt aufgehoben wie ein Wassertropfen im Meer.
15. Der Hunger, der Mangel ist die erste Erfahrung mit dem Intensiven. Das Intensive zeigt sich als Verweigerung oder als Widerstand. Deshalb besteht der erste aktive Umgang mit dem Intensiven im Aushöhlen: die Oberflächen des Intensiven durchbrechen, um so den Widerstand zu überwinden und zugleich an das Innere heranzukommen, damit an das Sein des Intensiven zu gelangen. Das Durchlöchern des Intensiven führt nicht zum Sein, sondern auf die Oberfläche. Das Intensive ist nur das, was es ist, keine Erscheinung eines Wesens.

16. Das Wesen des qualitativ Intensiven ist das Subjekt oder die Existenz, also das, was hungert und das Intensive aushöhlt und die Intensitätswelt zum Objekt macht. Was also die objektive Intensitätswelt ist, lässt sich nur im und am Subjekt erfahren.

17. Das qualitativ Intensive ist die qualitative Materie. Materie, das Intensive und Intensitätswelt sind identisch oder dasselbe.

18. Die Erfahrungsweise der materiellen Intensitäten vollzieht sich über Empfindung und Einfühlung. Die Intensitäten werden empfunden, die Einfühlung ist eine qualitative Identifikation mit der Intensitätswelt. Das eine ist passiv, der Mangel oder die Fülle werden bemerkt oder spürbar, das andere ist aktiv, es ist ein sich anschmiegen oder anverwandeln. In der einfühlenden Verwandlung wird das Subjekt mit der qualitativen Materie eins. Dadurch wird erst erfahrbar, was das materielle Intensive ist. In der passiven Empfindung werden die Reize erwartet, ausgewählt und aufgenommen, aber es wird auch den Reizen widerstanden, sie werden nicht bemerkt oder aussortiert.

19. Die Sinnesorgane, die Hautoberfläche nehmen die materiellen Intensitäten auf, aber zu Empfindungen werden sie erst durch die leibliche Subjektivität oder subjektive Leiblichkeit. Der Leib ist das Sinnes-, Austauschorgan und der Produzent des Intensiven.

20. Der Leib nimmt auf, indem er sich an die Intensitätswelt an- und mit ihr vergleicht. Er steht in Wechselwirkung mit ihr, indem er sich ihr anpasst oder ihr widersteht. Er setzt sich als selbstständige Ursache, indem er sie verinnerlicht und verwandelt.

21. Der Leib ist die Verdichtung und Vermehrung des qualitativ Intensiven. Er wiederholt das, was als Intensitätswelt draußen ist, indem er sie verinnerlicht. Er vermehrt die materiellen Qualitäten, indem er die verinnerlichten Intensitäten umgestaltet.

22. Der Leib ist die qualitative Materie noch einmal. Aber nicht als passives Abbild oder Wiederholung, sondern als aktiver Prozess der Verwandlung und der Metamorphose.

23. Der Leib und die leibliche Empfänglichkeit sind geschichtlich geworden und geschichtlicher Veränderung unterworfen. Der Leib ist kein ruhendes Sein, sondern ein entwickeltes, wie sich auch die Intensitätswelt verwandelt. Denn die Intensitätswelt ist die werdende und vergehende Natur.

24. Der Leib empfängt und tauscht sich aus. Er empfängt, um seinen Hunger zu stillen, tauscht sich aus, um sich zu entäußern. Der leibliche Austauschprozess ist einer der Verinnerlichung und der Entäußerung.

25. Das, was außen ist, geht nach innen, das was innen ist geht nach außen. Nur ist das Innen mit dem Außen nicht identisch. Das leibliche Innen wählt aus, verändert und verwandelt. Es findet eine qualitative Intensitätssteigerung oder Verminderung statt. Eine Verminderung durch Verweigerung und Widerstand gegen die Reizempfindungen. Die innere Intensitätswelt erkaltet, der Intensitätsgrad geht gegen Null. Oder die Intensitäten

nehmen zu, verwandeln sich. Der Intensitätsgrad und die Verwandlungsfähigkeit hängen von dem Subjekthaften des Leiblichen ab.

26. Das Subjekthafte des Leiblichen ist nicht gegenständlich greifbar. Es äußert sich als Selbsterhaltung, als etwas, das seinen Hunger stillen will. Es ist das, was sich erhalten, überleben und erleben will. Das Subjekthafte ist somit der Wille oder das, was in der qualitativen Materie das Intensive ist.

27. Wenn das leiblich Subjekthafte etwas Intensives ist, so lassen sich die Intensitäten ebenso als willenshafte materielle Schauer des qualitativ Intensiven interpretieren.

28. Der leibliche Wille reicht aber weiter als zur bloßen Selbsterhaltung. Er greift über den Hunger, über das bloße Sattwerden hinaus. Wenn das Sattwerden zu einem Satthaben wird, entdeckt der Wille neue Möglichkeiten. Die Möglichkeiten sind jene objektiven der qualitativen Materie, die sich der Wille erschließt und jene, die auf den Willen zurückwirken, dergestalt, dass sie den Willen selbst verwandeln.

29. Möglichkeit ist nicht nur das, was vorhanden ist und nun durch Willensausdehnung entdeckt wird, Möglichkeit ist auch das, was sich entwickelt und neu erschafft. Möglichkeit ist so, aus der Perspektive des Sattseins, das Unvorhersehbare, damit das Nichtdaseiende.

30. Möglichkeit verwirklichen heißt, die Materie qualitativ intensivieren und Selbstverwandlung des Willens, aber auch: die Materie und den Willen degradieren. Dann wird Materie zum Material, der Wille zur Selbsterhaltung.

31. Wenn Materie und Wille zum Material und zur Selbsterhaltung disqualifiziert werden, handelt es sich um die Vernichtung von Möglichkeit.

32. Die Möglichkeiten und Zerstörungen der Materie gehört zur Naturgeschichte, die als Andersheit die Existenz hält und erhält. Die Möglichkeiten des Subjekts als Selbstverwandlung werden durch Arbeit und Wunsch verwirklicht oder vernichtet.

33. Bricht Natur in das existenzielle Dasein als Andersheit ein, geschieht das Ungeheuerliche.

34. Möglichkeit wird verhindert, indem Arbeit auf Arbeitskraft, menschliche Wünsche auf Selbsterhaltung reduziert werden.

35. Diese Reduktion verdankt sich nicht der qualitativen Materie, sondern der kapitalistischen Ökonomie. Sie definiert die Materie als Material, das menschliche Subjekt als Arbeitskraftlieferant, den Sinn des Lebens als bloße Selbsterhaltung.

36. Der Kapitalismus setzt die qualitative Materie voraus. Erst als qualitative kann er sie zum bloßen Material degradieren. Der Kapitalismus ist somit ein Prozess der Disqualifizierung aller Qualitäten und Intensitäten. Er hat nur ein Ziel, das der Akkumulation der reinen Quantität, des Kapitals. Die Quantität ist die einzige Qualität der ökonomischen Daseinsweise.

37. Die Intensitätswelt ist so selbst disqualifiziert. Es ist eine quantifizierte, weil sie mit der Existenz identisch ist, die durch die Ökonomie Gestalt wird. Sie ist die Natur der ökonomischen Existenz. Von daher nicht unabhängig, sondern zugleich mit ihr identisch und nichtidentisch.

38. Die Identität von Intensitätswelt, also der Natur, und Existenz ist eine der Identität der Identität und der Nichtidentität. Die Natur als Andersheit zur Existenz ist so als Nichtidentität von Existenz und Natur zu begreifen.

39. Identisch mit der Existenz ist die Intensitätswelt, insofern als sie dem Prozess der Entqualifizierung unterliegt. Die existenzielle Intensitätswelt ist damit reine quantitative, materiale Ausdehnung. Das Nichtidentische ist die Sphäre des Intensiven, des Qualitativen. Da jedoch das Nichtidentische das Nichtseiende gegenüber dem Seienden ist, so ist diese Intensitätswelt das Nichtseiende im existenziellen Sein.

40. Was das Nichtseiende als etwas Seiendes ist, ist nicht unmittelbar zu erfahren, sondern nur durch das Identische, die Existenz, hindurch. In der Identität mit der Existenz, erscheint seine Nichtidentität.

41. Die ökonomische Existenzweise macht die Intensitätswelt erst zu einem Nichtidentischen. Sie ist dann auch etwas Nichtidentisches, weil sie sich der quantifizierenden Gestaltordnung entzieht.

42. Die Intensitätswelt ist jedoch nur durch die Existenz identifizierbar. Daran lässt sich die Nichtidentität erkennen. Das, was als Nichtidentität erkennbar ist, ist jedoch wiederum, das, was als das Andere der Identität ist. Die Intensitätswelt ist das Andere oder das Ungleiche in der identifizierenden Gleichsetzung. Sie steht damit im Widerspruch zur Existenz. Das Intensive kommt der Existenz zu, gleichzeitig kommt es ihr nicht zu, weil es nicht mit der Existenz identisch ist. Das Intensive ist mehr oder weniger als nur das, zu dem die Existenz geformt wurde. Es ist mehr, weil es etwas Qualitatives ist. Es ist weniger, weil die Existenz alles negiert, was sich nicht quantifizieren lässt.

43. Das Wesen der Existenz ist die Identität mit der Intensitätswelt. Aber in diesem Wesensverhältnis ist die Intensitätswelt das Unwesentliche.

44. Das Wesen des Seins ist die Existenz. Das zeigt sich daran, dass die Existenzweise alle weiteren Seinsbestimmungen determiniert. Die Existenz gibt vor, was alles andere ist. Die übergreifende Natur die Existenz erst ermöglicht, bestimmt die Existenz als Andersheit. Die Intensitätswelt, die die Existenz erfüllt, ist für sie das Andere oder das Unwesentliche das sich im Widerspruch zum Existenziellen befindet. Das vermeintlich Erste, die qualitative Materie, das Leibliche, die Empfindung wertet die Existenz um. Ihre Logik, ihr Ordnungsdenken und ihre ökonomische Verfasstheit bewerten es als etwas, das zu vernachlässigen ist. Sie degradieren das, wovon sie abhängig sind, zu etwas Nichtseienden. Als etwas Nichtseiendes wird es zum Material, zur reinen Quantität, zum bloßen Objekt. Diese Umwertung ist selbst nicht logisch. Die Erklärung dafür ist das Ressentiment, der Hass gegen das, was sich entzieht. Nur entzieht es sich deshalb, weil es von der Existenz zu einem Nichtseienden verurteilt wurde.

45. Natur ist das, was von der Existenz zu einem Nichtseienden gemacht wird, um es dann wieder zu einem Seienden zu machen. Die erste nichtseiende Naturbekundung ist der Hunger. Er artikuliert einen Mangel an etwas, die Existenz macht diesen Mangel zu etwas, indem sie den Hunger zum Objekt der Selbsterhaltung erklärt. Als naturhafter Hunger ist er unwesentlich, aber als Bedürfnis, das es permanent zu befriedigen gilt, ist er nun wesentlich. Auf diese Weise ist die Natur, als Unwesentliches, in der Existenz anwesend.

46. Natur ist ein Etwas, das von der Existenz gebraucht und verbraucht wird. Was Natur ist, zeigt sich in der Verwendung. Das, was nicht verwendet werden kann, ist auch nicht.

8.Teil: Das Unwesentliche, die leibliche Welt

1. Der Bereich des Unwesentlichen ist das subjekt- und objekthaft Intensive oder die qualitative Materie, die sich als Subjekt-Objekt-Verhältnis äußert.

2. Das objekthaft Intensive verwirklicht sich als Oberflächenphänomen. Es ist reines Außen, das auf das subjekthaft Intensive wirkt.

3. Es sind Reize, die als Empfindungen bemerkt werden oder in denen sich das leibliche Sinnesorgan befindet. Das objekthaft Intensive ist eine Reiz- oder eine Empfindungswelt.

4. Die Reizwelt reicht über das subjektiv Wahrnehmbare hinaus. Nur ein Bruchteil wird vom Leib empfunden. Die Sinnesorgane sind nur beschränkt aufnahmefähig. Nicht nur quantitativ, sondern auch qualitativ, der Leib schützt sich vor Reizüberflutung, das leibliche Subjekt stellt sich als Widerstand der objektiven Reizwelt entgegen.

5. Das Subjekt ist der objektiven Reizwelt ausgesetzt und schützt sich vor ihr. Es selektiert und widersetzt sich, denn es handelt sich nicht nur um rezeptive Vorgänge wie Sehen, Riechen, Hören, Tasten, Schmecken, sondern auch um Wirkkräfte wie Hitze, Kälte, Nässe, Trockenheit. Der Leib steht somit in einem Wirkverhältnis zur Reizwelt. So ist denn diese Welt eine des Groben, Feinen, Spitzen und Glatten, des Lärms, der Geräusche, der Töne und der Klänge, des Bitteren, Süßen, Sauren, Salzigen, der Farben und Formen, der Düfte, Gerüche und des Gestanks. Die ganzheitliche Reizwelt wird so in Empfindungen zerlegt, wieder synthetisiert und interpretiert.
6. Der Leib ist in der Welt und von der Welt abhängig, weil der Hunger ihn sowohl von der Welt trennt, als auch wieder zur Welt führt. Der Leib subjektiviert sich und sucht sich mit dem Objekt zu identifizieren. Er empfindet sich als Subjekt, indem die Objektwelt es zulässt, dass er seinen Willen befriedigt.

7. Durch das Wohlbehagen, das durch die Reize ausgelöst wird, durch die Befriedigung des Willens oder der Triebe, fühlt sich das Subjekt mit dem Objekt eins oder in Übereinstimmung mit der Intensitätswelt.

8. Mit Wohlbehagen, Befriedigung ist noch keine Intensitätssteigerung angezeigt, nur eine Äquivalenz. Eine Steigerung, Vermehrung und Verwandlung zeigt sich

im Gefallen, dem Vergnügen, der Lust und reicht bis zum Zustand des Glücks. Diese qualitative Steigerung verdankt sich der Abkopplung von der Reizquelle, der Neukombination und Metamorphose der Empfindungen. Die innere leibliche Intensitätserweiterung und Verwandlung ist eine Überschreitung. Die Objektwelt verschwindet. Das Subjekt verwandelt sich. Auf höchster Stufe lösen sich die Grenzen des Subjekts auf. In der Überschreitung heben sich Subjektives und Objektives in der Intensitätswelt selbst auf.

9. Das leibliche Subjekt besitzt somit die Fähigkeit, sich von der Objektwelt abzulösen, sich zu verwandeln, dergestalt, dass sich eine neue innere Intensitätswelt ausbildet, die nicht mehr in Kontakt zum Objektiven steht, obwohl daraus die Reize entstammen.

10. Der lustvollen Intensitätssteigerung ist die negative Steigerung, die bis zur Zerstörung reicht, äquivalent. Aus Lust wird Unlust, aus Wohlbehagen Unbehagen, aus Befriedigung Schmerzen und Leiden. Die Reizwelt zerstört dann das Subjektive. Das Subjektive erleidet seine Subjektivität, es kann sich selbst nicht mehr ertragen. Das Subjekt sieht sich, um sich vom Leiden zu distanzieren, als Objekt. Der negative Tiefstand ist die Auslöschung. Die leibliche Empfindungswelt wird nicht nur passiv leidendes Objekt, Subjekt und Objekt verschwinden.

11. Die Intensitätswelt des Leidens ist nicht einförmig. Es gibt nicht die Unlust, das Unbehagen oder den Schmerz. Diese Welt ist genauso variantenreich wie die der Lust. Kopfschmerzen sind anders als Entzündungsschmerzen. Es gibt den bohrenden Schmerz, den stechenden, den spitzen, den pulsierenden, den drückenden, den reißenden Schmerz. Die Leiden, Schmerzen, Qualen besitzen individuellen Charakter. Erst der Leib, dem sie widerfahren, erkennt plötzlich, wie vielfältig sie sein können. Wie bei den mannigfaltigen Lustempfindungen gibt es Qualen, von denen es keine Vorstellungen gibt. Allerdings gibt die Geschichte der Folter Auskunft über den Erfindungsgeist, den Menschen auf die verschiedensten Arten und nach Gradstufen zu quälen. Das Glücksempfinden möchte kein Ende, das qualvolle Leiden nur das eine, das Ende.

12. Die Intensitätssteigerung kann nicht nur ins Negative umschlagen, – zuviel Lust schlägt in Unlust um -, es können auch qualitative Sprünge stattfinden. Die Empfindung schlägt in Ekstase um, die Ekstase in Rausch, der Rausch in Traum. Diese neuen qualitativen Zustände, so weit sie auch von der Empfindung entfernt sein mögen, sind leibliche Erregungszustände. Im immateriellen Traum artikulieren sich leibliche Ängste und Wunscherfüllungen.

13. Der Weg von der Reizaufnahme, zur Empfindungswahrnehmung, hin zur Steigerung sowie der Transformation und der qualitativen Sprünge ist zugleich ein Weg von der Passivität zur Aktivität. Die Reize werden aufgenommen, die Triebe befriedigt, aber schon die Triebbefriedigung ist eine Aktivität. Die Triebe treiben um, produzieren das Nichthaben, bilden Wünsche, um den Mangel zu beheben. Mit dem Triebleben wird der Leib vom passiven Aufnahmeorgan zum aktiven Leiborganismus. Mit der Aktivität ist auch eine Differenzierung verbunden. Die Intensitäten werden graduiert, transformiert und neu kombiniert, die zu immer neuen, qualitativen Zustände führen. Das lässt den Schluss zu, dass sich das Aktive in etwas Produktives verwandelt. Diese Willensproduktivität ist die Einbildungskraft oder die Fantasie.

14. Der Wille, als das Insgesamt der Triebe, ist somit fähig, sich selbst zu verwandeln. Aus den Trieben, die auf Befriedigung aus sind, differenzieren sich nun die besonderen Fähigkeiten der Anpassung, der Nachahmung, der Einfühlung, der Einbildungskraft und des Denkens.

15. Die Triebe differenzieren sich nicht nur in Affekte oder Gefühle wie Liebe und Hass, Trauer und Glück, Schwermut und Leichtsinn, das sind mehr oder minder graduierte Erregungszustände des Willens oder Stimmungen.

16. Die Willenszustände oder Stimmungen und die Willensproduktivität verdanken sich nicht der inneren Autarkie, sondern der Wechselwirkung mit der äußeren Intensitätswelt. Die leibliche Innenwelt kann sich von der äußeren Wirkwelt befreien, aber die Befreiung ist noch von dem determiniert, wovon sie sich ablöst.

17. Diese Wechselwirkung ist die Voraussetzung für die Wahrnehmung dessen, was von der Existenz als nichtidentisch oder nichtähnlich beurteilt wird. Die Wechselwirkung als existenzielles Ordnungsverhältnis ist somit die Brücke vom Bereich der Identität zu dem der Andersheit oder Nichtidentität.

18. Der Leiborganismus ist somit kein abgeschlossenes System oder keine fensterlose Monade. Seine Zustände und Produktivitätsvermögen sind geworden. Sie bilden sich, verwandeln sich und vergehen. Als gewordene können sie auch anders sein. Das hängt jedoch nicht vom Leib und seinen Willensäußerungen ab, sondern von der Existenz. Der Leiborganismus ist verwandlungsfähig, aber die Existenz greift ein, indem er mit ihr entsteht und vergeht.

19. Der Leib entfaltet eine differenzierte Intensitätswelt. Es bilden sich Stufen von Stimmungen oder Zustände und Produktivitätskräfte, die neue Intensitätsqualitäten entwickeln, sogar die ganze Intensitätswelt umbauen können. Sie besitzen sogar das Vermögen, sich von der Leiblichkeit zu distanzieren. Diese Distanzierung reicht bis zur Fähigkeit, den Leib als etwas objektiv Fremdes zu bestimmen.

20. Die Außenwelt wirkt auf den Leib, der Leib reagiert auf die Außenwelt, indem er sich darauf einstellt. Anpassung und Einfühlung verändern jedoch nicht die Außenwelt. Die verändernde Auseinandersetzung oder der leibliche Umgang mit der Natur heißt Arbeit. Die Arbeit ist der aktive Eingriff des Leibes in die Natur. Dieser Eingriff ist kein bloßer Zugriff, des Sammelns und Jagens, der Ernährung und Befriedigung. Arbeit ist ein Akt des Austauschs, der Wechselwirkung von Innen und Außen.

21. Arbeit geht auf das, was nicht in der Außenwelt vorhanden ist, das unterscheidet sie vom Zugriff. Sie greift ein, indem sie Elemente der Außenwelt isoliert und sie neu zusammenfügt. Aus vorhandenen Gegebenheiten ergeben sich nun Dinge, die vorher nicht waren. Die Wechselwirkung besteht nun darin, dass das, was verändert werden soll, als Möglichkeit schon in der Einbildungskraft vorhanden war und dass die Möglichkeit der Veränderung in der äußeren Natur gegeben ist. Natur ist nicht nur Reizwelt, Ursache der Empfindungen, sondern auch Möglichkeit der Veränderung, die durch die innere Einbildungskraft vorweggenommen wird. Die Einbildungskraft als Produktivität ist so die Ursache der Veränderung, die dann durch die Arbeit verwirklicht wird wie auch die Natur die andere Ursache der Veränderung ist, weil sie die Grundlage zur Veränderung ist. Die Arbeit kann nur in Gang kommen, wenn Natur selbst veränderbar ist. Die Ursache der Veränderung liegt in der Einbildungskraft, die Ursache der Veränderbarkeit ist die Natur, dadurch entsteht die Wechselwirkung, die Arbeit genannt wird.

22. Arbeit ist kein Kausalitätsverhältnis, sondern ein teleologisches Verhältnis, das Kausalitätsverhältnisse und Wechselwirkungen ausnützt. Die Arbeit betrachtet die Natur als Mittel, um einen bestimmten Zweck zu erreichen. In diesem Mittel-Zweck-Verhältnis werden nicht nur Naturdinge, sondern auch Verhältnisse wie das von Ursache und Wirkung zu Mitteln für einen vorgestellten Zweck.

23. Durch die Arbeit kommt die Teleologie in die Welt. Damit geht sie über das Weltverhältnis von Anpassung, Nachahmung, Einfühlung und Wunschvorstellung hinaus. Diese schaffen und halten Verbindungen zu dem Vorhandenen, selbst die Wunschvorstellung möchte das haben, was sie nicht hat, die Befriedigung. Der Wunsch ist mit dem zufrieden, was da ist. Und das, was vorhanden ist, dient auch als Mittel für die Befriedigung. Erst durch die Arbeit in Verbindung mit der produktiven Einbildungskraft greift die leibliche Intensitätswelt über das hinaus, was nur vorhanden ist. Die Arbeitsmittel dienen nicht der Befriedigung, sondern einem Zweck. Dieses hergestellte Zweckgebilde kann dann als Mittel zur Befriedigung dienen.

24. Ist Arbeit eine teleologische Setzung, also etwas Neues, das es vorher nicht gab, und die Genese der Arbeit resultiert aus dem Wechselverhältnis von Natur und Leiblichkeit, gleichsam aus der Not, durch das Nichthaben, die nun nicht mehr durch Suchen und Finden aus

der Welt geschafft werden, sondern durch Herstellung von Lebensmitteln, dann verdankt sich die produktive Einbildungskraft der Arbeit. Die Einbildungskraft ist so die Bewusstwerdung dessen, was Arbeit leistet.

25. Arbeit verwandelt Gegebenheiten in Mittel für Zwecke. Das setzt die Fähigkeit zur Distanzierung voraus. Nicht Anpassung an Dinge, sondern umgekehrt Distanz zu den Dingen, damit sie nicht als unmittelbare Gegenstände vorhanden, sondern als solche für etwas anderes zu verwenden sind. Im unmittelbaren Gegenstand sind Mittel und Zweck nicht getrennt, er wird gebraucht. Der Gegenstand als Mittel wird zweckverwendet, also nicht unmittelbar, sondern ist Element in einem Verhältnis, das dem Gegenstand übergestreift wird. Denn der Zweck ist nicht im Mittel enthalten. Ein Nagel, der im Schiffsbau verwendet wird, enthält nicht das Schiff als Zweck.

26. Durch die Distanzierung wird die Verwendungsmöglichkeit entdeckt. Einen Gegenstand als Mittel verwenden heißt, ihn ausprobieren. Ihm wird etwas zugedacht, das ihm nicht als Eigenschaft zukommt. Er wird verwendet, weil er eine bestimmte Eigenschaft besitzt, die in Verbindung mit anderen Eigenschaften anderer Gegenstände der Herstellung eines zweckvollen Gebildes dient. Die Zweckmäßigkeit macht so die Gegenstände zu Mitteln, erst dann wird ersichtlich, warum etwas als Mittel verwendet wurde.

27. Der Zweck ist somit als Ursache der Mittel von den unmittelbaren Gegenständen abgekoppelt. Er gibt die Art und Weise der Vermittlung vor, damit alle Teile als Mittel zusammenpassen und funktionieren.

28. Die Zweckursache kommt den Dingen von außen zu, sie entspringt nicht ihrer Anlage. Die Arbeit setzt also etwas um in der Natur, das nicht selbst in der Natur liegt. So liegt es nicht in der Natur des Pferdes als Mittel vor einen Karren gespannt zu werden, obwohl es damit einen Zweck erfüllt. Die Arbeit vermittelt so zwischen der Natur und dem Bewusstsein, das die Zwecke produziert. Sie verknüpft damit die Natur mit der Rationalität, also den Ordnungssätzen.

29. Die Ordnungssätze resultieren somit aus der Arbeit, die die Verwendungsmöglichkeiten ausprobiert, mithilfe der Einbildungskraft zu Zweck-Mittel-Relationen schärft. Damit vollzieht sich eine absolute Distanzierung, weil es nun möglich ist, alles und jedes als Mittel für einen Zweck zu betrachten, der nur geistig vorhanden ist, und nicht mehr als Gegenstände, die Anpassung und Einfühlung verlangen.

30. Durch die absolute Distanzierung können sich die rationalen Ordnungssätze, unabhängig von der Natur, als wären sie reine metaphysische Ideen, entfalten.

31. Ihre Reinheit ist dadurch gewährleistet, dass ihr Kern, die Identitätslogik nicht der Natur entspringt, sondern dem Warentausch.

32. Allerdings bedarf auch das Geistige der Produktivität, deshalb ist die Einbildungskraft als qualitatives Naturintensives auch im reinen Formgeist anwesend, wenn auch in Knechtsgestalt.

33. So wenig sich die qualitative Materie unterschlagen lässt, so wenig lässt sich die Ordnung der Intensitäten gänzlich verdrängen. Die Ordnungssätze machen alles zu Mitteln, die Materie zum Material, aber da es kein Material ohne Materie gibt, keine Quantität ohne Qualität, kein Geistiges ohne Natur, ist dieses Insgesamt oder ein Zusammen rudimentär aufzuweisen. Denn die Intensitätswelt besitzt auch etwas Ordnungsähnliches, sonst wäre sie keine Welt.

9. Teil: Intensität, Ausdruck, Sprache

1. Ordnung ist Form, deshalb lassen sich Ordnungen immer als Einheiten fassen. Etwas ist oder es ist etwas Anderes, damit ist eine Ordnung dessen gegeben, was ist. Das Kriterium ist die Identität, sie schafft einfache Verhältnisse. Etwas ist innerhalb oder außerhalb der Ordnung. Das, was nicht identisch ist, gehört nicht in eine andere Ordnung, das Nichtidentische, das durch Identität bestimmt ist, besitzt keine Ordnung, denn es fehlt die vereinheitlichende Identität.

2. Die Intensitätswelt ist das Nichtidentische in der identitätsstiftenden Existenz. So ist denn das das qualitative Intensive, das, was irgendwie ist, aber keine Ordnung kennt. Intensitätswelt ist eine gegenüber der Existenz als Welt des Nichtidentischen. Jedoch fügt sich das Nichtidentische nicht zu einer Identität. Dann würde sie auch eine Identitätsordnung ausbilden, wäre es eine des Chaos. Aber die Intensitätswelt ist nicht einmal ein Chaos, denn es ist eine Ordnung der Gleichverteilung.

3. Das Intensive ist immer je schon in der Existenz. Von daher ist seine Ordnung die der Existenz. Die Existenz transformiert das Intensive, indem sie es formalisiert. Von daher gibt es keine Intensitätsordnung jenseits der existenziellen.

4. Das Intensive tendiert nicht zur Ordnung, erfüllt sich nicht in der Form. Das Intensive drückt sich aus. Es artikuliert sich in Ausdrucksquanten.

5. Die formale Ordnung der Identitätssetzung bestimmt das, was etwas ist. In der Intensitätswelt geht es darum, wie etwas ist. Dieses Wie von etwas teilt sich im Ausdruck mit. Die Intensitätswelt als Oberflächenphänomen artikuliert sich im Ausdruck. Von daher ist der Ausdruck keine Form, sondern Extensionales oder Ausgedehntes, also etwas ohne Hülle, ohne Innen und Außen.

6. Der Ausdruck ist somit das, was in der Ordnung der logische Sachverhalt ist. Im Ausdruck verwirklicht sich das qualitativ Intensive.

7. Der Ausdruck ist der Widerstand gegen die Formalisierung. Von daher ist er ein Ärgernis der Logik. Im Ausdruck entzieht sich das Intensive der quantitativen Ordnung. Die Intensitätswelt ist eine Ausdruckswelt, damit eine andere Welt im Vergleich zur Ordnungswelt. Sie ist nichtidentisch mit jener, aber die Intensitäten haben im Ausdruck ihr Gemeinsames.

8. Die qualitative Materie ist durch keine Identitätslogik zu fassen, aber sie kann sich trotzdem im Ausdruck zu erkennen geben.

9. Intensitäten sind das Jeweilige. Also solche sind sie dies und jenes. Die jeweiligen Intensitäten, so mannigfaltig sie sind, haben jedoch eines gemeinsam: sie sind gegenwärtig oder reine Präsenz. Nur als gegenwärtige können sie erfahren werden. Intensitäten werden nicht gedacht, sie werden erlebt. Das Erlebnis ist der Gegenwartsraum des Intensiven. Sie sind so lange gegenwärtig, wie sie verweilen. Ihre Verweildauer hängt vom Intensitätsgrad des Jeweiligen ab.

10. Die Intensitätswelt besitzt zwar keine Ordnungsform, allerdings ein Ausdrucksmedium, es ist die Sprache. Durch die Sprache drückt sich die Intensitätswelt aus oder in der Sprache artikuliert sich das qualitativ Intensive.

11. Die Sprache ist die Ausdrucksordnung der qualitativen Materie. Indem sie spricht, vergegenwärtigt sie die Intensitätswelt. Intensitäten sind das Jeweilige, aber die Sprache gibt dem Jeweiligen eine Welt, in der sich das Jeweilige einfügen und zuweisen kann.

12. In der Sprache drückt sich die qualitative Materie aus. Deshalb ist Sprache Sprechendes oder Sprache ist nur dann Sprache, wenn sie gesprochen wird, weil sich erst im Sprechenden die Intensitätswelt als Gegenwart ausdrückt. In der gesprochenen Sprache vergegenwärtigt sich die Materie, ähnlich der Musik, die erst dann zur Musik wird, wenn sie erklingt. Im Sprechen artikuliert sich nicht nur das Intensive, es spricht sich auch mit seinen eigenen Mitteln aus. Die Sprache ist ein Produkt der leiblichen Intensitätswelt. Ohne Luft, ohne Lungenatmung, ohne Kehlkopf, ohne Stimmritze, ohne Stimmbänder käme es zu keiner Sprachbildung. Mit der Sprache hat sich die Materie ihre eigene Ausdruckswelt geschaffen.

13. Die Ordnung mit ihrer Identitätslogik leugnet die Intensitäten, die Erlebniswelt des Materiellen, in der Sprache jedoch drückt sie sich aus.

14. Die Sprache besitzt keine Logik, sondern eine Grammatik. Wird die Sprache logisiert, verliert sie ihren Sprachcharakter, also das, was sie auszeichnet, das Sprechen. Als logische Sprache ist sie eine künstliche Zeichensprache. Sie drückt dann nichts mehr aus, sondern steht für logische Operationen. Sie ist dann eine Symbolsprache. Eine logisierte Sprache, allem Ausdruck entwöhnt, spricht dann nicht mehr, sie liefert Information. Die sprachlichen Ausdrücke sind dann keine mehr, sondern Daten.

15. Die Sprache als Information und Datenvermittlung verändert das Intensive dergestalt, dass sie es als Innen-Außen-Verhältnis definiert, nicht mehr als formlose oder hüllenlose Oberfläche. Die Information ist Information von etwas, das Intensive sind nun Daten über etwas. Die Intensitäten als materielle Qualitäten werden nun quantifiziert.

16. Die Informationssprache ist nun zu einer Ordnungssprache geworden. Was der Rationalität die Ordnungslogik, das sind nun die Zeichen in der Intensitätswelt.

17. Die Zeichen sind Ausdrücke des Intensiven, aber als Quantitätsausdrücke. Diese werden zu Daten, diese wiederum ergeben Informationen von geringerem oder höherem Grad. Indem nun Intensitäten in Information übersetzt werden, geht das Qualitative verloren. Das Wie der Intensität wird zum einem Wieviel, der Ausdruck zur Anzahl, das Jeweilige zur Häufigkeit, der Grad der Intensität zum Maß.

18. Die Intensitätswelt artikuliert sich so als Datenträger, der vermessen und gezählt wird, um daraus Informationen zu ziehen.

19. Die Intensitäten verlieren ihre Ausdrucksqualitäten, sie sind als Informationszeichen Symptome. Die Zeichensprache als Informationsvermittlung drückt nicht das Intensive aus, sie diagnostiziert sie.

20. Für die Informationstheorie ist die qualitative Materie immerhin etwas, das Nachrichten liefert. Sie ist eine Zeichenwelt. Gänzlich verschwunden ist das Etwas im Sprachspiel. Im Sprachspiel gibt es keine Symptome, noch die Möglichkeit der Diagnose. Allein die Verwendung zeigt die Bedeutung von Wörtern und Grammatik. Danach zu fragen, ob sich in der Sprache etwas ausdrückt, ist eine sinnlose Frage. Die Sprache ist Mitteilung, und wer sie gebrauchen will, muss wissen, wie sie

verwendet wird. Das Unverständliche, das Ungereimte haben in der falschen Verwendung und der Nichtbefolgung der Regeln ihre Ursachen. Im Sprachspiel artikulieren sich keine Intensitäten, sondern Konventionen, die nicht einmal einen Informationswert, sondern nur Verweisungscharakter besitzen. Das Sprachspiel ist ein Regelwerk von Befehl und Ausführung.

21. Durch die Sprache artikuliert sich die qualitative Materie. Mit Hilfe der leiblich produzierten Laute verwandelt sie sich in Empfindungsausdrücke, die als Sprechen wahrgenommen werden. Die Materie spricht sich mithilfe der Natur als Natur aus. Natur in der Existenzwelt ist das Dasein der Intensitäten. Die gesprochenen Äußerungen sind somit Intensitätsausdrücke. Als solche sind sie nicht unmittelbar gegeben, sie sind geschichtlich geworden, sind somit Resultat der Naturgeschichte. Die Sprache ist etwas Vermitteltes. In ihr ist das subjekthaft Innere mit der äußeren, objekthaften Intensitätswelt vermittelt. Die Sprache artikuliert das Subjekt-Objekt-Verhältnis der qualitativen Materie. In der Sprache drückt sich nicht nur das subjekthaft Innere aus, vielmehr, indem das Subjekt spricht, artikuliert sich im Gesprochenen das Verinnerlichte, das nichts anderes ist, als die verinnerlichte Intensitätswelt. Die Sprache ist somit subjektiver Ausdruck der qualitativen Materie.

22. Darin ähnelt sie der Arbeit. Wie die Arbeit ist auch die Sprache leiblicher Umgang mit der Natur. Sie ist Resultat der Auseinandersetzung des subjektiv Inneren mit der objektiven Natur. Diese Auseinandersetzung geschieht, im Bereich der Sprache, durch Nachahmung, Einfühlung, Einbildungskraft, Ordnungsform. Das heißt, nicht nur Natur aussprechen, ihr Stimme verleihen, vielmehr auch das, was Natur sein könnten, in Sprache zu fassen.

23. Wie die Arbeit ist auch Sprache eine Tätigkeit. Der Unterschied zur Arbeit besteht darin, dass Sprache nicht in die Natur eingreift, sie als Mittel begreift. Sprache ist Nachahmung der Natur durch Einfühlung. Wird die Sprache der Ordnungslogik unterworfen, transformiert sie sich in eine der Information oder wird zum Sprachspiel. Verwandelt sie die Einbildungskraft, wird sie zur Dichtung. Das Ergebnis ist eine dichterische Natur oder vorgestellte Natur.

24. Da Sprache Natur ist, die im Sprechen erlebt wird, gehört auch zum sprachlichen Ausdruck, wie gesprochen wird: sachlich-nüchtern oder affektiv-erhitzt, schnell oder langsam, behutsam oder sich überschlagend, hinzukommen Tonfall, Tonfarbe, Betonung, Dialekt, soziale Kodierung aber auch Mimik und Gestik. Dadurch erhält der Intensitätsausdruck seinen individuellen Charakter dergestalt, dass sich im Ausdruck nicht nur objekthafte Natur artikuliert, sondern auch das subjekthaft Verinnerlichte mit seiner Herkunft und Geschichte. Im Gesprochenen erscheint nicht nur Natur in ihrer ökonomisch-existenziellen Verfasstheit, sondern auch ihr Gewordensein.

25. Arbeit und Sprache sind Austauschverhältnisse mit der Natur oder der qualitativen Materie, die die Existenz erfüllt. Die Arbeit, indem sie sich von der Natur distanziert, verinnerlicht, verwandelt sie mithilfe der Einbildungskraft in Vorstellung, um sie dann der Vorstellung nach umzubauen und umzufunktionieren. Die Sprache bringt die Natur zum Ausdruck, sie transformiert sie in Lautformen, die dann als Schrift konserviert werden, die wieder durch Lesen zu neuem Leben erwachen. Da das Sprechen selbst durch Naturlaute entsteht, ist das Gesprochene die durch das menschliche Subjekt verwandelte Natur. Die Sprache ist verwandelte Natur. Gegenüber der Arbeit ist keine Distanzierung gegeben, sondern eine Vermittlung. In der Sprache vermittelt sich das sprechende Subjekt mit der objektiven Natur. Dergestalt ist das Gesprochene der subjektive Ausdruck der Natur. Das Subjekt ist jedoch nicht naturunabhängig, es ist naturgeschichtliches Ergebnis, das Subjekt-Objekt-Verhältnis gehört selbst in die Natur. In der Sprache kommt die qualitative Materie als etwas Subjektives zum Ausdruck, oder die Sprache ist der Subjektausdruck der Natur. Dadurch entsteht der Eindruck, als käme der Natur selbst etwas subjektiv Aktives zu, als gäbe es ein Natursubjekt. Jedoch, das Subjekt der Natur ist der Mensch, der Natur verinnerlicht, verwandelt, verklärt und zur Sprache bringt. Natur artikuliert sich im und durch das Subjekt, von daher ist, umgekehrt, das Subjekt empfängliche, verinnerlichte, verwandelte Natur.

26. Die Arbeit ist ein subjektiver Akt, der die Natur zum Objekt macht, um sie als Objekt zu genießen. Die Sprache ist ein subjektiver Akt, der die Natur von ihrem Dasein als bloßem Objekt wieder erlöst, wieder mit dem Subjekt versöhnt, indem das Subjekt die Natur in Sprache verwandelt.

27. Der Arbeit verwandt, wahrscheinlich Vorbild der Arbeit, ist die Zubereitung von Nahrungs- und Genussmittel, das Kochen, Backen, Braten und der Geschmacksveränderung von Wasser in Getränke.

10. Teil: Das Ungefähre des Ausdrucks

1. Intensitäten sind das Jeweilige. Sie sind als Wie schon immer vorhanden. Als Reize, als Empfindungen, als Rausch und Traumzustände, in der Vorstellung. Das was empfunden, was vorgestellt wird, ist immer mehr oder weniger intensiv gegenwärtig.

2. Als das gegenwärtige Jeweilige werden sie nicht als Erscheinungen von etwas erfahren, sondern sind reine Oberflächen oder Ausdruckswerte.

3. Sie sind hüllenlos, formlos, ohne Innen und Außen, aber ausgedehnt. Es sind jeweilige gegenwärtige Ausdrucksausgedehntheiten.

4. Was sich ausdehnt sind Ausdrucksqualitäten. Sie dehnen sich nach Maß der Intensität aus. Aus dem Maß der Ausgedehntheit ergibt sich das Intensitätsquantum.

5. Der Intensitätsausdruck ist ein formloses Jeweiliges, deshalb ist es auch nur irgendwie gegenwärtig.

6. Als Jeweiliges, das irgendwie ist, kennt es keinen Raum, es ist nur irgendwo gegeben.

7. Die Intensitätswelt ist insgesamt eine Welt des Ungenauen oder des Ungefähren. Deshalb kann nicht von einem festen Subjekt oder Objekt gesprochen werden, sondern nur von etwas Subjekt- oder Objekthaften.

8. Gegenüber der Ordnung ist die Intensitätswelt die des Nichtpräzisen. Das Verhältnis von Ordnungsform zu Intensitätsausdruck ist das der bestimmten Negation. Die Ordnung formt das Jeweilige, das Irgendwo, Irgendwie zur bestimmten Identität in Raum und Zeit, während umgekehrt die Intensitätswelt die reine Ordnungsform unterspült, indem sie darauf verweist, dass das, was geformt wurde, sich der Intensitätswelt verdankt und ihr entspringt.

9. Der Intensitätswelt fehlt es an Genauigkeit und Präzision. Irgendwie und irgendwo drückt sich irgendetwas aus, verdichtet sich, steigert oder vermindert sich.

10. Die Intensität als Elementarteilchen der qualitativen Materie, von Reiz, Empfindung, Wollen, Affekt, Einbildungs- und Vorstellungskraft, also der äußeren und inneren Ausdruckswelt besitzt das Vermögen sich zu graduieren, auszudehnen, zu verschmelzen und zu verwandeln.

11. Die qualitative, materielle Erlebniswelt entwickelt somit auch ihre Existenzdeterminanten. Da sich in der Sprache das qualitativ Intensive oder ihre Natur ausdrückt, kommt sie ihr zu Hilfe.

12. Das Intensive, als Insgesamt der Intensitäten, ist je schon da, es ist immerwährend und immerfort. Es verweilt unterhalb der Reiz- oder Empfindungsschwelle als Unmerkliches irgendwie. Es bildet gleichsam den Rand des Unbestimmten. Dann steigert es, durch quantitative Zunahme oder Anhäufung, zum kaum Merklichen bis es dann zum Bemerklichten wird, verfestigt es sich, ist es bemerkenswert. Ein qualitativer Umschlag findet statt, wenn das Bemerkenswerte etwas Aktives oder Energetisches erhält. Es wandelt sich dann zum Reiz, der sich als Empfindung einprägt. Bleibt die Empfindung immerfort, so handelt es sich um einen Eindruck. Verstärkt sich der Eindruck, so gewinnt er Ausdruck. Dieser Intensitätsgrad kann weiter unaufhörlich zunehmen, bis er den Zustand des Unerträglichen annimmt. Das Unerträgliche ist unaufhörlich, immerfort und immerwährend. Als solches ist es das Ungeheuerliche. Das Ungeheuerliche ist, das, was keinen Intensitätsgrad besitzt.

13. Die qualitative Gradation vollzieht sich durch quantitativ-qualitativen Umschlag. Eine Intensität meldet sich, dehnt sich aus, verdichtet sich, indem sie quantitativ zunimmt, schlägt dann um. Damit ist eine neue Intensitätsstufe oder ein neuer Intensitätszustand erreicht, die sich dann qualitativ-quantitativ anreichert, um eine weitere Stufe zu produzieren. Dieser Intensitätsverwandlung als Steigerung ist die der abnehmenden Gradation oder Verminderung äquivalent. Eine Intensitätszustand

verliert an Quantität, zieht sich dann zusammen, verliert dann immer mehr an Ausdehnung, der Grad der Verdichtung nimmt ab, damit schwächt sich die Intensität, sie entzieht sich, um im Unmerklichen zu verschwinden.

14. Durch extensionale-intensionale Sprünge graduiert sich das Jeweilige. Es differenziert sich durch Verschmelzung und Trennung. So kann die Gegenwart von etwas Unmerklichem durchaus dazu führen, dass etwas eine Steigerung oder eine Verminderung erfährt. So kann durch Zugabe einer kleinen Prise Zucker das würzig Scharfe einer Speise gesteigert werden, ohne dass der Zucker überhaupt bemerkt wird. Er verschmilzt somit mit der Schärfe. Eine Ausdifferenzierung findet statt durch Trennung, wenn die Zuckerdosis in einer Weise erhöht wird, die nicht die Schärfe intensiviert, sondern die Spannweite, so bei den süß-saueren Speisen, ausgedehnt.

15. Das Verschmelzen als Steigerung ist als Zusammenziehen des Intensitätsähnlichen oder Verwandten möglich. Das Intensitätsähnliche erweitert sich, dadurch intensiviert es sich. Eine Gradation stellt sich auch ein, wenn sich Unähnliches vereinigt. Die Steigerung geschieht durch Kontrastbildung. Es findet eine Gradation durch Polarität oder durch kontrastive Wechselwirkung statt. Wobei selbstverständlich auch immer das Gegenteil, nämlich eine Neutralisierung, eine Abschwächung, entstehen kann. Das hängt von der jeweiligen Qualität und Quantität der Intensität ab.

16. Dergestalt sind die Intensitäten nicht voneinander getrennt, die gleichsam nun in Wechselwirkung treten. Das, was als einzelne Intensität entdeckt wird, ist nichts anderes als ein Moment des Zusammenseins des qualitativen Intensiven, das nun besonders hervortritt, weil sich anderes entzieht oder weil andere Momente hinzutreten, um das besondere Einzelne hervortreten zu lassen. Die Langeweile ist ein Zustand der Gleichverteilung von Intensitäten; sie lähmen sich gleichsam. Die Stimmung indiziert in leichtes Hervortreten einer Intensität oder eines Verbunds, die die anderen beeinflusst oder entsprechend einfärbt. Ein gereizter Zustand stellt sich dann ein, wenn mehrere Intensitäten gesteigert hervortreten und sich gegenseitig blockieren. Überreizt ist der Zustand, wenn die Blockade fortwährt, indem sie eine Verminderung oder eine Zunahme, eine Verschmelzung oder Trennung verhindert.

17. Intensitäten bestimmen sich nicht nur durch den Intensitätsgrad. Als Jeweiligkeiten sind sie jeweils verschieden. Die Jeweiligkeiten lassen die qualitative Ausdifferenzierung der Welt entstehen. Die Differenz bildet sich durch Widerstand. Die Jeweiligkeiten erhalten sich, indem sie den anderen Widerstand entgegensetzen. So bleiben Zustände, Stufen, Stimmungen erhalten. Der Reiz bleibt Reiz, die Empfindung Empfindung, die Vorstellung bleibt Vorstellung. Sie können sich annähern, austauschen, dergestalt, dass sich unmerkliches Übergehen einstellt, aber durch zunehmenden Widerstand stellt sich das Jeweilige ein. Die jeweilige Intensität, der jeweilige Zustand qualifizieren sich durch die Widerstandskraft.

Die Empfindung ist deshalb Empfindung, weil sie den Reiz aufnimmt und zugleich Widerstand entgegensetzt. Und neue Zustände ergeben sich, weil der Widerstand gebrochen wird. Die Empfindung verfestigt und verdichtet sich zwar durch Reizwiderstand, zugleich ist der Zustand der Empfindung dadurch entstanden, dass der Reiz den Widerstand, der sich als Unempfindlichkeit bekundet, durchbricht.

18. Eine Intensität kann sich durch Gradation zu einer singulären Qualität steigern, indem sie alle anderen Intensitäten abschüttelt und zu Unmerklichkeiten disqualifiziert. Das Insgesamt der Intensitätswelt verdichtet sich zu einer einzigen durch Steigerung und wenn gleichzeitig alle Widerstände durchbrochen werden, so, wenn der Hass oder die Liebe grenzenlos wird, sich die Wut bis zur Weißglut steigert oder der Schmerz unerträglich wird. Dann ist nicht der Zustand des Ungeheuerlichen oder Unerhörten erreicht, sondern der des Nichts-Als. Die höchste Steigerung ist eine der Verdichtung, in der nichts als eine einzige Intensität die Welt monopolisiert und sie damit zerstört.

19. Intensitäten, wie sie sich ausdrücken, sind somit keine Einfachheiten. Als Jeweiligkeiten sind sie geworden. Sie sind Ergebnis von Widerstehen und fehlendem Widerstand, von Verdichtung und Ausdehnung, von Zusammenwirken von Ähnlichkeiten und polare Wechselwirkung. Das erklärt, warum sie, aus der Perspektive der Ordnung, nur als Zustände des Irgendwie und des Ungefähren begriffen werden.

11. Teil: Das Irgendwie im Ungefähren

1. Das Jeweilige als Ausdehnung ist nicht nur irgendwie. Es kann nur irgendwie sein, wenn es im Ungefähren irgendwo und irgendwann aufzufinden ist.

2. Damit ist klar, der Raum des Jeweiligen ist das Ungefähre. Das Ungefähre ist das Irgendwo. Die Zeit des Ungefähren ist das Irgendwann.

3. Das Jeweilige bringt sich als Irgendwo in Anwesenheit. Denn das Jeweilige ist nicht im Ungefähren, es drückt sich im Ungefähren als jeweiliges Irgendwo aus. Durch die Anwesenheit des Jeweiligen im Ungefähren verwandelt sich das Nirgendwo in ein Irgendwo.

4. Das jeweilige Irgendwo ist da und dort. Da und dort ergibt sich, weil sich das Jeweilige ausdehnt und sich gegenseitig beschränkt. So ist das Eine da, das Andere dort. Wodurch kann aber das Eine da, das Andere dort sein, was macht das Eine zum Einen, das Andere zum Anderen, das das Ungefähre in ein Da und in ein Dort präzisiert? Das Jeweilige im Da ist das Intensitätsreichere gegenüber dem Jeweiligen im Dort. Das Intensitätsreichste zeigt sich eben darin, dass es sich als Da, nicht als Dort ausdehnt. Das Irgendwo verwandelt, kraft der Intensitätsstärke, das bloße Da in ein Hier. Zwischen dem intensivreichen Hier und dem intensivärmeren Dort entsteht ein Intensitätsgefälle. Das Hier ist somit das intensivreichste Irgendwo im Ungefähren.

5. Das Hier ist das, was in der Nähe ist. Demgegenüber ist das Dort das Ferne. Zwischen dem Nahen und der Ferne besteht somit eine Entfernung. Das Ferne ist das Entfernte. Die Entfernung ist das Zwischen von nah und fern.

6. Damit ist das Hier das Nächste, das Dort das Fernste. Die Entfernung zwischen der Nähe und der Ferne ist kein Abstand von Hier nach Dort. Die Entfernung ist durch das Intensitätsgefälle gekennzeichnet. Das intensivste Jeweilige ist das Nächste, das Jeweilige mit dem geringsten Intensitätsgrad ist das Fernste. Von daher ist das Unmerkliche oder das Unterschwellige das Fernste, das Bemerkenswerte das Nächste.
7. Die Grenze zwischen dem Nahen und Fernen ist der Widerstand, der sich zwischen Jeweiligkeiten, aufgrund der Qualitätsdifferenz, einstellt.

8. Das nahe Irgendwo höchster Verdichtung ist das Erste, aus dem Ersten lässt sich das graduell verminderte Nächste als Neben und als Zweites bestimmen. Daraus folgen das Dritte und das unabschließbare Undsoweiter, das als Nebeneinander in die Ferne entweicht und im Unmerklichen verschwindet. Das Ferne ist somit kein Endpunkt, keine unüberschreitbare Grenze, sondern ein Immerweiter, das sich endlos in die Weite verzieht.

9. Das Jeweilige ist ein Irgendwann und Irgendwo. Es ist nicht nur in der Nähe oder Ferne, es ist nur Hier oder Dort, wenn es auch Irgendwann dort und hier ist. Irgendwann und Irgendwo gehören zusammen, sie konstituieren das Irgendwie im Nirgendwo, das dann als Jeweiliges währt.

10. Das Irgendwann taucht im Nirgends jäh auf. Dieses Jähe verwandelt das Nirgends in ein Jetzt. Verweilt das Jeweilige, so geschieht es immerwährend. Das Immerwährende ist die Gegenwart. Verbleibt das Jeweilige immerfort, so dehnt sich sein Verweilen oder seine Verweildauer. Das Verweilen hält sich, solange das Jeweilige besteht. Das Immerwährende ist das Jederzeit. Die gegenwärtige Jederzeit ist ein Innehalten, indem sich das Jeweilige bemerkbar macht. Das Verweilen hängt von dem Grad der Intensität des Jeweiligen ab. Je intensiver, umso immerwährender das Bemerkenswerte. Äußerste Intensität gewährt das Verweilen. Schwächt sich die Intensität ab, so vergeht sie nach und nach. Vergehen heißt, an Intensität nachlassen.

11. Das Irgendwann und Irgendwo sind somit vom Intensitätsgrad des Jeweiligen abhängig. Je nach Intensitätsgrad und Verwandtschaftsgrad ergeben sich zeitliches Verweilen und Entfernung, zeitliches Nacheinander und Nebeneinander.

12. Wie das Irgendwo in die Ferne verschwindet, so vergeht das Irgendwann, indem es sich abschwächt, als Vergangenheit unmerklich wird.

13. Das Intensive hält sich als immerwährend, indem es seinen gegenwärtigen Zustand bewahrt. Es geht aber über den Zustand des Immerfort hinaus, indem es sich nicht abschwächt, vielmehr indem es sich immerwährend steigert und verdichtet, also an Intensität zunimmt. Diese Zunahme oder Steigerung, die im Verweilenden anhebt, ist die Zukunft. Die qualitative Intensivierung, die es vorher nicht gab, vollzieht sich in die Zukunft. Von daher ist das Zukünftige, das Nirgends, das seine Gradation noch nicht abgeschlossen hat. Vergangenheit ist das, was keinen Grad mehr hat. Gegenwart ist das Verweilen des Jeweiligen, das durch Widerstandsgrad und Widerstehen, Ausdehnung und Verdichtung seinen Intensitätszustand erhält.

14. Von daher gibt es weder eine übergreifende Zeitlichkeit, noch eine übergreifende Räumlichkeit. Die jeweiligen Intensitäten besitzen ihre Eigenzeit und ihre eigene Ausgedehnten.

15. Das Nahe und Nächste ist die Stufe der höchsten Intensität. Je geringer der Intensitätsgrad, umso mehr ist das Jeweilige von der Nähe entfernt. So ist die intensitätsreichste Welt, das Nahe und Gegenwärtige, die Vorstellung, von geringerer Intensität ist die Einbildungskraft, intensitätsschwächer ist die Empfindung. Das Fernste ist der Reiz mit geringster Verweildauer. Steigert sich der Reiz ins Unerträgliche, dann verdrängt er alles andere und vernichtet die Entfernung, je intensiver er wird, umso mehr rückt er in die Nähe und verweilt je nach Intensität.

16. Das Unbemerkte ist das, was nirgendwo und nirgendwann ist. Das Irgendwie, das eine Spannweite vom Unmerklichen bis zur Vorstellung besitzt, ist keine abgeschlossene Ganzheit. Intensitäten melden sich, machen sich bemerkbar, nehmen ab, entziehen sich, beschränken und steigern sich. Es gibt keine Ganzheit, aber ein Insgesamt. Dieses Insgesamt heißt qualitative Materie oder das qualitativ Intensive. Extensionale-intensionale Sprünge, die sich in Zuständen und Stufen äußern, sind innere, eigenzeitliche Ereignisse des Jeweiligen.

Das Jeweilige ist immer je innerhalb von Jeweiligkeiten. Der extensionale-intensionale Ereignischarakter gilt sowohl für alle sich meldenden Jeweiligkeiten und für das Zusammen der Intensitäten. Daraus resultiert eine Mannigfaltigkeit von Verweildauern und Anwesenheiten je nach Intensitätsstufen und Zuständen.

17. Im Insgesamt der qualitativen Materie gibt es nicht die Zeit und den Raum. Das verschiedene Verweilen, das Entziehen, in dem das Jeweilige Vergangenheit wird, das Entstehen, in dem sich das Jeweilige in die Zukunft entfaltet, ergeben ein vielfältiges Ineinander von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Welten von Verweil-, Entstehungs- und Entzugszuständen finden sich zusammen. Das eine bildet sich, das andere beginnt sich im Verweilen zu entziehen, Fernes rückt in die Nähe, das Nächste vertauscht, wird zum Zweiten oder Dritten. Dies alles geschieht innerhalb eines Verweilens und immerfort im Immerwährenden, das nur deshalb so lange immerwährend besteht, als sich Jeweiliges irgendwie meldet.

18. Aus der Perspektive der Ordnung sind Zeit und Raum ein Durcheinander im Ineinander des qualitativ Intensiven. Alles ist zugleich, das ist das Ineinander von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, alles driftet ebenso auseinander, weil sich Jeweiliges in die Vergangenheit entfernt, in der Gegenwart in der Nähe weilt, in die Zukunft drängt, um sich von der Ferne in die Nähe zu bringen. Das zeitliche Insgesamt ist ein Zugleichsein des Ungleichzeitigen und des Gleichzeitigen, das räumliche Insgesamt ist das Zugleichsein von Da und Dort. Da Zeit und Raum Momente des Jeweiligen sind, denn dadurch wird das Jeweilige zum irgendwann und irgendwo, besitzen auch Zeit und Raum in der Intensitätswelt eine Gemeinsamkeit. Das Gemeinsame ist das Zugleichsein. Das Jeweilige macht sich als Zugleichsein von Irgendwann und Irgendwo bemerkbar. Im Irgendwo äußert sich ein Irgendwann oder im Irgendwann ein Irgendwo. Das Irgendwann ist vom Irgendwo im Irgendwie nicht voneinander abzukoppeln oder das Irgendwie verwirklicht sich als Ineins von Irgendwann und Irgendwo.

3. Buch

1. Teil: Die Technik, Zweck- und Formursache

1. Aus der Intensitätswelt folgt nicht die Ordnungswelt. Die Ordnung transformiert nicht das Irgendwie im Ungefähren in etwas Identisches im Genauen. Die Intensitätswelt meldet sich nicht irgendwie in der Ordnung, die sie nun aufnimmt und mit ihren Vorstellungen geraderückt, reinigt und säuberlich in das, was sie ist, und das, was sie nicht ist, trennt.

2. Weil die Ordnung das Irgendwie in ein Irgendwas transformiert, scheint es, als entspringe die Ordnung selbst dieser Intensitätswelt. Die Ordnung ist die zur Klarheit und Durchsichtigkeit aufgehobene Intensitätswelt des Ungefähren. Was dort Irgendwie und Irgendwo und Irgendwann geschieht, wird nun in eine Ordnung gebracht. Das Irgendwie wird zu dem Einen, das mit sich identisch ist, das Irgendwo zur Raumstelle, das Irgendwann zum Zeitpunkt. Das Ungefähre wird präzisiert.

3. Die Rationalität der Ordnung, die sich der Identitätslogik bedient, scheint eine Synthese von Logik und Intensitätsausdruck zu sein. Dabei scheinen Logik und Ausdruck zusammenzugehören. Das Logische ist das im Ausdruck Verborgene, das nun durch die Ordnung ans Tageslicht tritt. Oder, das Logische ist das, was von der Intensitätswelt verborgen wird. Die Ordnung entbirgt das Verborgene. Indem sich das Verborgene als etwas Logisches entfaltet, stellt sich eine neue Intensitätsstufe ein, die über die Vorstellung hinausgeht, das Denken. Das Denken ist scheinbar jener qualitative neue Intensitätszustand, der die Intensitäten in eine Ordnung bringt, indem er sie formalisiert. Die Intensitätsausdrücke werden zu reinen Formausdrücken. Damit ist augenscheinlich die Welt in Ordnung. Die identitätslogische Ordnungswelt ist eine neue Qualität der Intensitätswelt.

4. Das ist jedoch eine Täuschung oder bloßer Schein. Die Darstellung der Ordnungswelt als neuer Qualitätszustand des qualitativ Intensiven ist nur eine logische Erklärung ihrer Herkunft. Dabei vergisst sie, dass im neuen logischen Ordnungszustand das, woraus er entspringt, gegenwärtig sein müsste, auch in verwandelter Form. Das ist jedoch nicht der Fall. Die Ordnung ist ein intensitätsfreier Raum, ohne Qualitäten und Erlebniswirklichkeiten. In der Ordnungswelt herrschen die Formen in reinster Klarheit ohne verschmutzte Intensitätsstellen.

5. Ordnungswelt und Intensitätswelt verstehen sich nicht, weil die eine auch nicht aus der anderen entspringt. Sie sind sich fremd, oder das eine ist das Fremde des anderen. Die Sprache der einen ist die Logik, die der anderen das Sprechen. Dass sie nicht verwandt sind, zeigt sich anhand der Rationalität. Rationalität als Synthese von Intensität und Logik ist entweder logisch rational oder irrational. Der Zerfall von Rationalität bedeutet, dass sie irrational wird. Wäre nun das Logische eine neue Qualität des Intensiven, so würde irrationaler Zerfall bedeuten, dass nun die Intensitätswelt übrig bleibt. Eine irrationale

Welt ist keine Intensitätswelt. Die Irrationalität hat zur Intensitätswelt überhaupt keine Verbindung. Irrational ist nur in Beziehung auf Rationalität. Verschwindet Rationalität, dann auch das Irrationale, während das Irrationale nur durch Rationalität verschwindet. Das logische Argument ist somit falsch. Die Ordnung kann sich ihren Ursprung aus der Intensitätswelt logisch nicht erklären. Eine andere als eine logische, hat für die Logik keine Geltung. Damit wird die Logik mit logischen Mitteln ihrer Unwahrheit überführt. Das, was sie behauptet, kann sie logisch nicht beweisen. Dabei musste sie nur beweisen, worauf sie sich selbstbezüglich gründet. Die Logik kann nicht erklären, woher sie kommt, worauf sie sich genetisch begründet.

6. Ordnungswelt und Intensitätswelt werden durch die Existenz zusammengehalten. Es sind verschiedene Welten, die durch die Existenz vereinigt werden. Durch die existenzielle Synthese erscheint, dass sich das Eine aus dem Anderen entwickelt, weil beide Erscheinungsweisen Existenzausdrücke sind, einmal als logischer Sachverhalt, das andere Mal als Intensitätsausdruck. Ohne Existenz gibt es weder Logik noch Intensität.

7. Nun dominiert die Ordnungslogik die Existenz. Das ist daran erkennbar, dass nicht die Intensitätswelt das Logische in eine Intensitätslogik verwandelt, sondern die Intensitätswelt wird von der Logik formalisiert.

8. Die Existenz erscheint in Existenzformen, nicht in Existenzausdrücken. Alle Ausdrücke werden als Ausdrucksformen begriffen.

9. Die Dominanz der Ordnung zeigt sich daran, dass eine andere Logik, nämlich eine der qualitativen Materie, überhaupt nicht denkbar ist. Das Intensive dient nur als kritisches Potenzial, um als bestimmte Negation die Ordnungsrationalität ihrer Irrationalität zu überführen.

10. Die Existenz ermöglicht die Logisierung der Intensitätswelt. Logisierung heißt Formalisierung nach Maßgabe der Identität.

11. Die Intensitäten als qualitative Jeweiligkeiten werden durch die Formalisierung zu quantitativen Formen und als solche identifiziert. Die Identitätsformen enthalten kein Quantum an Qualität oder Intensität. Eine Qualität unterscheidet sich von der anderen durch die Mengenangabe, die Intensitäten zeigen ihre Eigenheiten durch Häufigkeit. Formalisierung bedeutet alles zu quantifizieren. Dabei ist das Maß der Quantität zum einem durch Übereinkunft festgelegt, zum anderen wird es aus den Naturkonstanten wie dem Planck'schen Wirkungsquantum, der Gravitationskonstante, der Boltzmannkonstante, der elektrischen und magnetischen Feldkonstanten gewonnen. Das quantitative Maß ist somit das, was wiederholt immer und überall gilt.

12. Die Logik entspringt weder der Natur, noch der Intensitätswelt. Ihr Ursprung liegt im ökonomischen Tausch. Daraus hat sie sich entwickelt und verfeinert und in eine Ordnung gebracht.

13. Die Existenz ist somit von der Ordnungslogik dominiert, weil sie sich auf die Natur übertragen ließ. Die Naturlogik heißt Naturwissenschaft und ihr Arbeitsgebiet sind die Naturgesetze.

14. Der Gedanke der Übertragung, schließlich der Universalisierung entspringt wiederum nicht dem Tausch, sondern der Arbeit als teleologischer Setzung. Die Arbeit setzt eine Zweckursache, die nicht in den Dingen selbst enthalten ist. In der Ordnungswelt ist somit die Zweckursache die formale Identität, die zu universalisieren ist.

15. Die formale Identität als Zweckursache auf die Allheit der Existenz anzuwenden, heißt aber nichts anderes, als die Existenz zu technisieren.

16. Technik ist somit nichts anderes, als die formale Identität als Zweckursache zu setzen. Technisieren ist nichts anderes, als alle möglichen Welten und Seinszustände nach Maßgabe der axiomatischen Identitätslogik zu formalisieren.

17. Die Identitätslogik und ihre Ordnungswelt hat somit mit der Intensitätswelt nichts zu tun. Das Identitätsdenken geht auf den Tauschhandel zurück. Die Identität als Axiom zu definieren, resultiert aus der Zweckursache, die sich der Arbeit verdankt. Die axiomatische Identität ist nichts anderes als die Zweckursache der Formalisierung.

18. Wenn somit die Intensitätswelt formalisiert wird, indem das Ungefähre in etwas Präzises, das Irgendwie in einen Identitätsausdruck überführt werden, ist dieser Akt der Formalisierung nicht eine Qualifizierung, sondern eine Disqualifizierung der Intensitätswelt.

19. Es ist ein technischer Akt. Die Technik ist somit eine teleologische Setzung. Sie formalisiert die Welt nach Maßgabe einer Zweckursache, diese ist die Identität. Damit sind die Momente der Technik definiert: Zwekkursache, Form, Quantität, Identität.

20. Die Technik ist somit keineswegs eine Fortsetzung der Vorstellung, dergestalt, dass sich die Vorstellung ein Bild von der Welt mache und dieses Bild wiederum mit Hilfe der Technik verwirkliche. Im Gegenteil, die Vorstellung ist schon eine Verwirklichung der Intensitätswelt, sie bedarf keiner Technik, um sich zu verwirklichen. Die Vorstellung macht sich kein Bild, sie drückt sich immerwährend aus.

21. Die technische Formalisierung wurde als Naturbeherrschung bezeichnet. Durch die Technik wird aber die Natur nicht beherrscht, sondern unterdrückt. Denn Beherrschen heißt wissen, wie etwas funktioniert, oder mit etwas zurechtkommen.

22. Die Unterdrückung ergibt sich schon aus der teleologischen Setzung von Mittel und Zweck. Zweckursache ist die Identitätsform, also ist das, was formalisiert wird, das Mittel. Die technische Naturunterdrückung besteht darin, Natur nur als Mittel zu betrachten. Damit gibt es keinen Naturzweck mehr. Er ist ausgelöscht. Natur wird, als Mittel betrachtet, zum bloßen Rohstofflieferanten.

23. Die Formalisierung kennt keine Grenzen, weil der Zweckursache keinen Widerstand entgegengesetzt werden kann, da sie sich außerhalb dessen bewegt, was formalisiert wird. Die Zweckursache ist nicht in den Dingen, sondern in der Identitätslogik. Erst wenn die formale Identitätslogik als formale Zweckursache keine Geltung besitzt, endet die Technisierung der Existenz. Die technische Beherrschung verwirklicht sich als kapitalistische Ökonomisierung der Existenz, ihre Welt ist eine Einheit von äquivalenten Tauschwerten.

24. Die Identitätslogik sichert die Technik ab. Das Technische ist ein rationales Verfahren, es enthüllt in den Mittel den logischen Kern, der darin besteht, als Mittel für einen bestimmten Zweck zu dienen. Diese Zweckdienlichkeit, die die Ordnungslogik entwickelt, wird in die Dinge implantiert, obwohl sie den Mitteln nicht zukommen kann, da sie eben nur Mittel sind.

25. Mit der Implantierung der Zweckursache in die Mittel ist die letzte Stufe der Identifizierung erreicht. Denn es bildet sich der perfekte Schein, die Identitätslogik entdecke nur die Identität in den Dingen, also bringe sie nur etwas zum Vorschein, was bereits in ihnen enthalten sei. Die Identität sei das Wesen der Dinge oder ihre metaphysisches Substrat und die Identitätslogik die notwendige Folge. Sie offenbare nur das Innere einer Sache. Folgt aus der Ordnungslogik, die sich von der Identität ableitet, die technische Formalisierung, dann sei dies eine Nutzanwendung, die den Dingen gerecht werde. Die Technik sei die Praxis, die auf der Identität der Dinge beruhe. Die Dinge wollten so gebraucht werden, wie sie die Technik verwendet. Technik ist das Verfahren, das den Dingen gerecht wird, weil sie das logische Potenzial der Dinge verwirklicht. Damit ist der Verblendungszusammenhang, durch die Ordnungslogik produziert, perfekt.

26. Unterschlagen wird, dass die Dinge überhaupt keine Identität besitzen können, weil sie Mittel sind. Sie haben zur Verfügung zu stehen, nicht ihr Wesen zu realisieren.

27. Die Technik macht alles zu Mitteln, das wird auch Entzauberung genannt. Indem sie jedoch alles zu Mitteln macht, wird die Zweckursache, die Identitätslogik zur Zauberkraft. Durch die Identitätslogik werden die Dinge verhext, weil sie nur noch Mittel sind, die einem fremden Zauber gehorchen, der Zauberkraft der Identität. Die Welt der Dinge, nun völlig sinnentleert, wird nur noch als Mittel gebraucht und verbraucht.

28. Die technische Formalisierung ist eine Verwandlung, aber nicht als Steigerung oder Zunahme an Seinsqualität, sondern als Seinsminderung oder Disqualifikation.

29. Sie fügt der Welt etwas hinzu, das es vorher nicht gab, sie verwandelt die Welt in ein Zweck-Mittel-Verhältnis. Aber diese teleologische Setzung oder Zweckverwandlung der Existenz als Gesamtheit von Welt ist zugleich ein Verlust. Denn sie disqualifiziert alles zum Mittel. Das heißt, die qualitative Materie wird zum bloßen Material. Das qualitativ Intensive vermindert sich zu Quantitäten. Die Zeit degeneriert zur einförmigen Dauer, der Raum zur homogenen Ausdehnung. Die Natur schrumpft zum Naturgesetz, der Leib zum Körper, die Sprache zur Information und zum Sprachspiel, die Arbeit zur Arbeitskraft, die Dinge zu Waren.

30. Der Mensch ist implantierte Zweckursache und zugleich Mittel. Das widerspricht der Identitätslogik. Er kann nicht zugleich Zweck und Mittel sein. Das Mittel erfüllt sich nicht im Zweck. Der Zweck ist das Fremde, das den Menschen als Mittel einsetzt. Dadurch erscheint der Zweck gegenüber dem Mittel als Sperre. Das ermöglicht die Identifikation mit dem Angreifer, denn dieser hatte ja den Zweck als Fremdes implantiert. Der Angreifer tritt als „Stachel des Befehls“ (Canetti) oder als Imperativ: „Du sollst“, angeblich der Beweis für menschliche Freiheit, in Erscheinung. Oder anders formuliert: Aus der Setzung der Zweckursache als individuelles Zentrum folgt die Identifikation mit dem Angreifer, weil der Angreifer die Zweckursache ins Innere verlegt. Daraus entwickelt sich die ungefähre Empfindung, dass man nicht existiert – alles ist nur Inszenierung oder man schaut sich selbst zu.

31. Das Intensive rebelliert gegen die rationale Zweckursache, kann sich jedoch nicht adäquat äußern, weil die rationalen Mittel fehlen. Von daher sind die Widerstände des Intensiven irrational. Die fremdbestimmten Zwecke als Zentrum der Existenz rational.

32. Die Gentechnik beweist, dass die innere Zweckursache fremdbestimmt ist. Der Mensch besitzt keine Identität. Er ist das, was er ist, und das, was er nicht ist. Die Gentechniker sind jene, die den Menschen als Material betrachten, zu dem die Ökonomie ihn machte. Die Gentechnik hat ihre Grundlage in der Ökonomie oder sie ist eine ökonomische Utopie.

33. Die Zweckursache setzt den Menschen zum Mittel herab. Als Mittel ist er bloßes Material. Innerhalb der Selbstreflexion von Zweckursache und Mittel übernimmt der Mensch dieses Verhältnis dergestalt, dass er sich als Material definiert, aber selbstverständlich für einen Zweck, der aus dem Material gar nicht zu entfalten wäre. Die verinnerlichte Zweckursache verwandelt sich dadurch in die Formursache oder in die Causa formalis. Als Formursache verwandelt sie das Leibliche in etwas bloß Körperliches, macht den Menschen zu einem geistigen Formwesen, das seinen Leib als Material beherrscht, umbaut und entorganisiert. Durch die Formursache ist die Verbindung zur Ordnung hergestellt, die dann die menschliche Identität definiert. Der Mensch hat damit eine logische, rationale Grundlage seiner Identität gewonnen.

34. Dadurch ist der Zusammenhang von Identität, Ordnung, Existenz vollständig. Der Mensch wird durch die Zweckursache zum Mittel, verinnerlicht sie als Formursache, um sich selbst als Material zu betrachten. Dadurch fällt die äußere Subjekt-Objekt-Schranke. Der Mensch ist zwar als Mittel Objekt, aber zugleich eins mit dem übergreifenden Subjekt, das sich als Identität von Form- und Zweckursache artikuliert. Der Mensch ist verinnerlichtes Subjekt-Objekt-Verhältnis. Objekt ist er, weil er sich als Material betrachtet, Subjekt als verinnerlichte Zweckursache, die ihn selbst wiederum als Formursache unterdrückt.

35. So gleicht der Mensch einem Fernsehmoderator, der vom Teleprompter abliest. Er spricht einen fremden Text und simuliert, als wäre das Gesprochene seine innerste Überzeugung.

2. Teil: Technik als abstrakte Funktionswelt

1. Technik ist eine künstliche Welt, aber sie ist nicht das Subjekt der Geschichte. Sie baut die Welt um, indem sie sie als Material und Mittel behandelt. Die technisch hergestellte Welt ist unabhängig von der Natur. Sie wird, nach Autoren wie Max Bense und Werner Heisenberg, vom Laplace'schen Dämon beherrscht, der alle mathematischen Formeln in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft kennt.

2. Die technische Welt ist Resultat der Denaturierung. Keine stoffliche oder gegenständliche Natur findet sich in der Technik wieder.

3. Technik ist ein Funktionssystem, das sich selbst generiert und organisiert, selbst reproduziert und sich durch immer neue Funktionszusammenhänge erweitert.

4. Technik ist abstrakt, weil ihr der Naturbezug fehlt. Ihr Bezug ist die mathematische Formel. Ihr Interesse richtet sich nicht auf die Natur, sondern auf Energie, die in der Natur gespeichert ist. Natur ist nur die träge Masse, die sich in Energie verwandeln lässt.

5. Die technische Welt ist somit ein Funktionssystem zum Zwecke der Energiegewinnung, Speicherung und Transformation.

6. Die Technik sucht nicht nur nach möglichen Energielagerstätten, – in den Elementarteilchen wie den Himmelskörpern -, ihr Ideal ist die Herstellung eines funktionalen Energiefelds. Deshalb lautet die magische Weltformel des Laplace'schen Dämons: $E=mc^2$.

7. Technische Verfahren zielen nicht auf Herstellung von Werkzeugen und Apparaten. Zur Welt wird die Technik erst durch kybernetische Systeme, die sich selbst regeln, verknüpfen und in Wechselwirkung treten. Das technische System ist das der Energiezirkulation, das durch Verbundsysteme und Neukombinationen von Funktionsteilen stabilisiert wird und expandiert.

8. Die technische Welt ist eine reine Präzisionswelt, die ihren Fortschritt in der Perfektibilität besitzt. Denn die Gesetze und Formeln, die zur Anwendung kommen, sind zwar rein, aber nicht vollständig. Das technisch-kybernetische System arbeitet nicht verlustfrei. Im Austausch mit den Materialien, durch Neukombinationen, Transformationen ergeben sich neue Gesetzmäßigkeiten und neue Mittel, um die Präzision zu erhöhen, den Wirkungsgrad zu steigern, und neue Funktionszusammenhänge bilden neuartige Energiefelder aus.

9. Die technische Welt ist eine perfektible, päzise Energiewelt, unsinnlich und ungegenständlich. Es gibt nur abstrakte Formeln, die in Funktionen transformiert werden sowie materielle Träger von unsichtbaren Energiefeldern.

10. Die technische Welt ist nicht nur autoreproduktiv, sondern auch autoproduktiv. Sie erhält sich nicht nur, sie erzeugt auch mit ihren eigenen Mittel neue technische Welten. Was sich nicht in das kybernetische System integrieren lässt, gilt als Störung oder als Sicherheitsrisiko.

11. Je höher der Vernetzungsgrad, umso anfälliger ist das technische System. Deshalb bedarf es der Sicherheits-, Informations- und Kommunikationssysteme. Aber diese sind nicht einfach, sondern sind korrelativ so komplex wie das technische System. Die perfekte technische Welt, die außer Kontrolle gerät, setzt Energie frei, damit zerstört sie sich. Die technische Welt gewährt, aufgrund der Präzision, Sicherheit. Jedoch, aufgrund der mangelnden Perfektibilität ist sie eine Bedrohung. Die Bedrohung ist eine der Vernichtung.

12. Wer sich innerhalb der technischen Welt befindet, wähnt sich sicher. Wer sich außerhalb bewegt, fühlt sich bedroht, weil er mit einer künstlichen Präzisionswelt konfrontiert ist, die ihre Perfektibilität noch nicht erreicht hat. Weil die mangelhafte Perfektibilität in Zerstörung oder Vernichtung umschlagen kann – die technische Welt ist ein Sein, kein Zustand, das sich in seinem Sein erhält oder sich aber gänzlich vernichtet, sich in das Nicht-Sein überführt –, ist der Mensch gezwungen, an der Perfektibilität mitzuwirken.

13. Seine Sicherheit wird erhöht, wenn er perfekt funktioniert. Er wird zum Sicherheitsrisiko, wenn er nicht alles dem Funktionssystem unterordnet. Sein Denken ist Funktionsdenken. Als funktionales Seinsmoment sind sowohl er selbst als auch das technische Sein bedroht, wenn er es an Perfektion fehlen lässt.

14. Selbsterhaltung ist in der technischen Welt mit Sicherheit identisch. Sicherheit ist aber nur durch den fortschreitenden Vorgang der Perfektion garantiert.

15. Das Zerstörungspotential durch das Nichtperfekte der Technik betrifft nicht nur das Technische oder nur die technische Seite des Menschen. Die Zerstörung, die die Technik erzeugt, vernichtet die ganze Existenz. Insofern gehört zur existenziellen Selbsterhaltung die technische Sicherheit. Existieren ist kein natürliches Dasein oder ein Naturzustand, es ist eine Seinsweise der technischen Welt.

16. Die technische Existenz definiert sich so als funktionales Denken oder Denken in Formeln, seine Erfüllung findet es im Perfektionismus. Die einzelne Existenz ist ein Funktionsmoment des Energiefeldes.

17. Das funktionale Energiefeld ist das Zentrum des technischen Seins. Energie ist keine Naturkraft mehr, sondern ein technisch-funktionales Erzeugnis. Sonnenenergie oder Wasserkraft werden in technische Energie transformiert. Die Technik lässt keine Naturenergie bestehen. Sie ist Mittel, um Energie zu erzeugen. Wer die technische Energie als Strom, Wärme, Bewegung, Wellen gebraucht und verbraucht, greift nicht auf die Natur zurück, sondern auf das, was die Technik produziert. Technik ist nicht auf den Energiesektor beschränkt, Resultat des Energiefunktionalismus sind neue Stoffe, Materialien, Dinge, Kräfte und Teilchen sowie neuartige Raum- und Zeitverhältnisse und Empfindungserfahrungen, die vorher in der Naturwelt nicht vorhanden waren. Erst in der technischen Welt entfaltet sich der Mikrokosmos der Elementarteilchen mit eigener Raum-Zeitlichkeit oder ein expandierender Makrokosmos, die mit der mesokosmischen Naturwelt nicht zu vermitteln sind. Die technische Welt wird nicht nur immer perfekter, sie eröffnet auch neue Welten und Räume.

18. Die Natur ist nicht in den Funktionszusammenhang gestellt, sondern sie stellt die Mittel bereit, damit sich eine künstliche, abstrakte, funktionale Welt einstellt. Die Natur ist nicht in der technischen Welt enthalten oder aufgehoben. Die technische Welt ist keine perfektionierte Natur. Die Natur ist draußen, sie wurde zur Umwelt. Als Umwelt hat sie die Funktion, Zulieferer der notwendigen Mittel und Abnehmer der verbrauchten Produkte zu sein. Der technische Traum ist das abgeschlossene System, das seine Energie selbst produziert und steigert, somit eine Welt ohne Natur. Aber, das technische Trauma besteht darin, dass Natur eine notwendige Bedingung dafür ist, dass überhaupt ein technisches Energiefeld entstehen kann.

19. Natur wird als Umwelt nicht nobilitiert, sondern degradiert. Die Technik verschleiert ihre Naturabhängigkeit. Deshalb behauptet sie, sie sei nichts anderes als eine Verwirklichung des Platonismus. Die technische Welt wäre eine platonische, die der reinen Idee durch Perfektibilität immer näher kommt.

20. Aufgrund der Naturabhängigkeit projiziert die Technik ihr Zerstörungspotential, das sie permanent akkumuliert, auf die Natur. Der technische Imperativ lautet deshalb: Technik muss immer perfekter werden, damit die zerstörerische Naturgewalt eingedämmt wird. Die Natur wird nicht von der Technik zerstört, sondern die Natur selbst ist der Inbegriff der Zerstörung. Die Technik bändigt die zerstörerischen Kräfte und lenkt sie in funktionale Bahnen. Die Technik hasst die Natur,

weil sie von ihr abhängt. Technik ist die Negation der Natur. Als Umwelt abgestempelt, verliert Natur ihre Qualitäten, außer der einen, der Quantität. Als Negierte ist die Natur nicht etwas, das der Technik äquivalent ist, sondern das Andere oder das Nicht-Identische.

21. Die Technik steht in Korrelation mit Identitätslogik, Ordnung und Existenz, nicht jedoch mit der Natur. In funktionalem Verbund mit Logik und Ordnung transformiert sie die Existenz in ein technisches Dasein. Die Natur wird zur bloßen Vorhandenheit. Wenn sie sich meldet, macht sie sich als höchst unangenehm bemerkbar: als Störung, Krankheit, Widerstand oder als Zerstörung. Nur die Technik gibt Sicherheit und Unabhängigkeit von der Natur. Dabei entsteht das Technische aus dem Naturverhältnis. Die Geschichte der Technik ist eine der Befreiung von der Natur. Von ihr befreit, perfektioniert sie die Existenz, wobei Perfektionismus nicht notwendigerweise ein Akt der Befreiung darstellt.

22. Wenn die Technik nicht mehr funktioniert, das heißt störungsfrei abläuft, dann ist dies kein technischer Unfall, sondern eine Umweltkatastrophe.

23. Wer sich innerhalb der technischen Welt befindet, ist ein Glied des kybernetischen Regelkreises. Sein funktionales Denken orientiert sich an der Präzision, deshalb hat er jeden Sinn für Auswirkungen oder Folgen verloren. Auswirkungen sind Ergebnis des Funktionszusammenhangs, also Abweichungen des Ist- vom Sollwert, die dann vom Stellglied korrigiert werden. Die technische

Welt ist eine Innenwelt ohne Außen. Was draußen geschieht, entzieht sich ihr, weil es in keinem funktionalen Zusammenhang steht. Das Draußen ist die Leere oder das, was nicht funktioniert. Deshalb ist die Technik gegenüber Umweltzerstörungen blind. Greift allerdings die Umwelt zerstörerisch in die technische Welt ein, so ist dies keineswegs eine Information darüber, dass es etwas gibt, das nichttechnisch ist, sondern eine Information darüber, dass im technischen System ein Fehler aufgetaucht ist. Eine Folgenabschätzung über Zerstörung der Technik kann das technische Denken nicht leisten, weil die Information keine ist, die funktional verarbeitet werden kann. Zwischen Sys-tem und Umwelt herrscht kein Informationsaustausch. Dieser besteht nur zwischen vernetzten Systemen. System und Umwelt sind nicht miteinander vernetzt, sondern aneinander gekoppelt. Austausch von System und Umwelt hieße Kommunikation. Denn erst Kommunikation bringt das zur Sprache, was Umwelt, als negierte Natur, erleidet. Das Erleiden ist jedoch eine Nicht-Information. Information bezieht sich immer auf etwas, das ist, und nicht auf etwas, das nicht ist.

24. Deshalb geht das technische Denken auf das Machbare, seine technische Expansion ist eine Erweiterung des Immer-Mehr. Die Expansion ist eine Ausdehnung im Vakuum. Es kennt keine Grenzen, an die sie stoßen könnte oder Schranken, die zu überwinden wären. Sie besitzt nur einen inneren Antrieb, der sie zur Ausdehnung zwingt, die Perfektibilität. Denn die technische Welt ist erst dann perfekt, wenn sich alle Gesetze des

Laplace'schen Dämons verwirklicht haben. Dies führt, durch Wechselwirkungen, zur Beschleunigung des technischen Fortschritts, der aber immer unendlich sein wird, weil die Gesetze der Zukunft, in deren Besitz der Dämon ist, immer zukünftig bleiben. Das Fortschreiten in die Zukunft hat so die Zukunft immer vor sich.

25. Mit der technischen Welt ist eine neue Welt entstanden. Die Technik hat sich von der Natur emanzipiert. Sie steht nicht mehr im Verhältnis zur Natur, sondern sie macht, als Zeichen der Emanzipation, die Natur zur Umwelt. Sie ist kein Teilbereich mehr, dergestalt, dass sie nur ein möglicher Umgang mit der Natur ist. Sie ist nun eine integrale Welt, die das, was sie braucht, nicht der Natur entnimmt, sondern produziert. Der technischen Welt steht nichts gegenüber. Sie hat auch mit ihrer Vergangenheit nichts mehr zu tun. Doch es war ein langer Weg bis zu diesem neuen Startingpoint. Denn nicht immer gab es Technik, wohl war sie schon im Naturverhältnis angelegt.

26. Es ist nicht notwendig in die Urgeschichte zurückzugehen, um in deren Verlauf plötzlich das Technische im Unterschied zum Handwerk zu entdecken. Auch in der Technikwelt ist nicht alles technisch. Das Handwerkliche kommt auch in der Gegenwart zur Geltung, wie auch der Handwerker seine Technik besitzt.

27. Am Handwerk ist zunächst nichts Technisches zu erkennen, wohl aber bildet sich die Technik mit dem Handwerk aus. Handwerk wie Technik haben ihren Ort im Verhältnis von Natur und Mensch. Die handwerklichen Instrumente sind Werkzeuge. Diese erleichtern den Umgang mit der Natur. Als solche sind sie verlängerte Gliedmaßen, die sich besser als die leiblichen an die Natur anpassen. Die Hand ist multifunktional einsetzbar, aber weniger anpassungsfähig. Deshalb wurden verschiedenartige Werkzeuge entwickelt, die für spezielle Bearbeitungsvorgänge taugen. Die handwerklichen Werkzeuge unterliegen einer doppelten Anpassung. Sie müssen die Naturdinge wirksam verändern und sie müssen handlich sein, also gut in der Hand liegen, somit den anatomischen Bedingungen gerecht werden. Das angepasste Werkzeug ist damit Resultat von Nachahmung, weil es eine verlängerte und spezialisierte Hand ist und weil die Eigenschaften des Naturgegenstands auf das Werkzeug zurückwirken. Es gibt nicht nur Werkzeuge für die Bearbeitung, sondern auch Werkzeuge für die Herstellung von Werkzeugen, aber auch diese resultieren aus der Nachahmung.

28. Je mehr sich das Werkzeug von der Hand entfernt, umso mehr verliert sich die Nachahmung. Die Werkzeuge sind nun darauf ausgerichtet, wie etwas, das entfernt von der handlichen Griffweite zu erreichen ist. Der Speer, der Pfeil, aber auch die aufgestellte Falle erreichen ihre Ziele, ohne dass der Mensch hautnah dabei sein muss. Diese Werkzeuge erweitern den menschlichen Bereich. Dies geschieht nicht mehr durch Nachahmung, sondern durch Ausprobieren. Erprobt wird, wie das Werkzeug beschaffen sein muss, um durch Überbrückung einer Strecke sein Ziel zu treffen. Das Werkzeug ist dann an die Naturverhältnisse angepasst, oder im Werkzeug bilden sich spezifische Naturverhältnisse ab. Es erfüllt seinen Zweck, weil es sich in die Naturverhältnisse einpasst. Damit ist aus dem Werkzeug ein Gerät geworden. Aus dem Gerät entwickelt sich der Apparat. Die Naturumstände werden nicht abgebildet, der Apparat ist ein Modell oder nachgebaute Natur. Er ist ein naturähnlicher Nachbau.

29. Das geräthafte Denken geht auf die Umstände, die das Gerät beeinflussen, um sie optimal auszunützen. Das apparathafte Denken interessiert nicht die Umstände, es konstruiert Naturabläufe. Es reduziert Natur auf wiederholbare Bewegungsverhältnisse. So wäre eine Wassermühle eine Mischung von Gerät und Apparat. Gerät ist sie insofern, als sie das Wasser als Naturumstand ausnützt oder der Natur eingepasst ist. Apparat ist sie insofern, als die Naturkausalität die Funktionsweise des Räderwerks bestimmt.

30. Im Apparat arbeiten die verschiedenen Teile nach Naturgesetzen. Das heißt aber auch, dass im apparathaften Denken nicht die Naturerscheinungen von Bedeutung ist, sondern die unsinnlichen Naturgesetze das Entscheidende sind. Auf den Apparat folgt die Maschine. Das Gemeinsame von Apparat und Maschine besteht darin, dass dem Menschen Arbeit abgenommen wird. Der Unterschied zum Apparat besteht darin, dass die Maschine etwas erzeugt. Ein Apparat wirkt auf etwas ein, verändert es, aber er erzeugt nichts, was vorher nicht potentiell vorhanden war. Eine Maschine jedoch erzeugt etwas, das es vorher nicht gegeben hat. Ein Motor als Funktionszusammenhang erzeugt mit Hilfe von Benzin und Luft, durch Mischung, Kompression und Explosion Kraft. Apparat und Maschine verrichten Arbeit, aber nur die Maschine erzeugt Kraft und Energie, indem sie Arbeit verrichtet. Apparate verrichten Arbeit, die auch von anderen Apparaten übernommen werden können, aber Kraft- und Energieerzeugung ist nur durch Maschinen zu erreichen, weder von Menschen, noch von Tieren.

31. Das Technische steckt nicht im Werkzeug, weder in der Form, noch in der Beschaffenheit. Es steckt im Kopf des Menschen, der das Werkzeug einsetzt. Wenn der Mensch Technik besitzt, so zeigt sich das Technische als Fertigkeit. Diese Fertigkeit ist daran erkennbar, dass der technisch begabte Kopf schneller mit dem Bearbeitungsvorgang fertig ist als ein nichttechnisch begabter. Die technische Fertigkeit führt zur Zeitersparnis. Das Technische auf der Stufe des Geräthaften zeigt sich in der Gerätebeherrschung. Diese wiederum ist an der

Kraftersparnis erkennbar. Beim Werkzeug und Gerät verdankt sich das Technische dem menschlichen Kopf. Beim Apparat schlägt die Sache um. Der Apparat ist selbst technisch, weil er physikalische Gesetze verwirklicht. Das wird auf der Ebene der Maschine weiter ausgebaut. Hier wird eine Anordnung konstruiert, in der nicht nur physikalische Abläufe stattfinden, sondern Abläufe lösen physikalische-chemische-elektrische-energetische Reaktionen oder Prozesse aus. Das führt zur reinen Technik. Sie ist ein System von Prozessen. Das führt auf dieser Stufe nicht nur zu Zeit- und Kraftersparnis, vielmehr zur Produktion von Kräften und Energie.

32. Nicht das Handwerk führt zu einem veränderten Naturverhältnis, sondern die Technik. Auf der Stufe des Werkzeugs besteht ein direktes Natur-Mensch-Verhältnis. Die Natur ist die nächste Umgebung des Menschen. Auf der Stufe des Geräts wird die Natur zum Schauplatz. Der Apparat macht sie zu einem Objekt oder zu einem Untersuchungsgegenstand. Die Maschine betrachtet sie als Mittel. In der technischen Welt ist Natur nur Umwelt, die das Potential für das technische Energiefeld bereitstellt. Die Natur als Ausdruck des qualitativ Intensiven ist somit verschwunden. Die Technik transformiert den ganzen Erdball in ein Energiefeld und betrachtet das, was sie nicht integrieren kann, wie den Weltraum, als

möglichen Energiespender oder als Mülldeponie. Was an Natur als Umgebung und Schauplatz noch vorhanden ist, schrumpft zum Unendlichkleinen. Ein Atlantikflug ist ein Katzensprung, die Alpen schwinden zu Maulwurfshügeln. Erhält sich Natur, so ist sie nur eine ärgerliche Störung, die der Laplace'sche Dämon bald beheben wird.

33. Als integrale Welt verwandelt Technik alles in funktionale Elemente. Die Technik ist intolerant. Das, was sie nicht selektieren kann, verwirft sie als funktionslose Umwelt. Sie kennt nur ein Entweder-Oder, Integration oder Ausschluss, Freund oder Feind. Funktional sind das Denken, die Moral, die Kunst und die Wissenschaft. Sie kann auch das Andere nicht gelten lassen, denn das Andere ist eine Fehlerquelle, die eine zerstörerische Wirkung besitzen könnte, oder dadurch könnte der Perfektionsgrad absinken. Weil Technik als Perpetuum mobile unmöglich ist, muss sie immer perfekter werden, um sich zu erhalten. Denn nach ihrer eigenen Erkenntnis geht die technische Ordnung von selbst in einen Zustand der Unordnung über. Die Perfektibilität ist somit ein Kampf gegen die Entropie, gegen eine chaogene Ordnung der Gleichverteilung.

34. Damit wird nun ersichtlich, welche Ordnungsform die technische Welt besitzt. Nicht das Chaogene, das sie bekämpft. Nicht die Gestalt, denn Technik lässt keine selbstständigen Teile zu. Die Ordnung der Technik ist die Struktur. Die Struktur besitzt alle Merkmale, die in Korrelation mit der Technik stehen. Dergestalt, dass

sich sogar behaupten lässt: die Technik produziert die Struktur. Der Strukturzusammenhang wird durch die Funktionalität erreicht. Alle Strukturelemente sind funktional ausgerichtet, sie sind eindeutig und erhalten durch die Großstruktur ihre Funktionsweise. Da sich im einzelnen Strukturelement die Großstruktur spiegelt, können unendlich viele Strukturelemente oder Struktursegmente hinzukommen, ohne dass sich das Strukturelle selbst ändert. Das technische Energiefeld lässt sich auf die Ordnung der Struktur zurückführen. Sie kann sich graduieren, neu kombinieren, neue Teile ergänzen, die Struktur bleibt erhalten.

35. Dadurch wird nun der Unterschied zwischen einer Lehmhütte und einer Wellblechhütte klar. An beiden ist der technische oder handwerkliche Charakter äußerlich nicht zu erkennen. Trotzdem gehört die Lehmhütte in den Bereich des Handwerklichen, die Wellblechhütte in den des Technischen. Lehm- und Wellblechhütte müssen beide durch Menschenhand errichtet werden. Die Art und Weise des Aufstellens ist von marginaler Bedeutung. Das Handwerkliche zeigt sich nun aber darin, dass der Ort berücksichtigt wurde. Eine Lehmhütte wird klimatischen Bedingungen, vorhandenen Rohstoffen, menschlichen Bedürfnissen und Fähigkeiten gerecht. So ist der Innenraum tagsüber kühl, wenn es draußen heiß ist, nachts warm, wenn es abkühlt. Die Lehmhütte ist der Naturumgebung einge-passt. In diesem Sinne gehört sie auf die Stufe des Geräts. Die Wellblechhütte hat nicht diese Vorzüge. Wenn es kalt ist, ist es auch in der Hütte kalt, wenn es draußen heiß ist, verwandelt sie sich in

einen Brutofen. Die Wellblechhütte ist somit weniger perfekt als die Lehmhütte. Und doch gehört sie auf die Stufe der Technik. Das Technische der Wellblechhütte besteht darin, dass sie ein Produkt der Technik ist. Material und Konstruktion ergeben sich nicht aus dem Naturverhältnis, sondern aus der technischen Produktion. Sie ist das Abfall- oder Endprodukt der technischen Produktionsweise. Technisch sind das Wellblech und die Konstruktion, weil sie vom technischen Stand, das heißt von den Produktionsmaschinen abhängig sind. Lohn-, Materialkosten, Energie- und Transportkosten, Profit, Marktchancen, dies alles wirkt synergetisch zusammen, um eine solche Wellblechhütte zu erzeugen. An der Wellblechhütte ist das Technische nicht zu entdecken, weil es im Herstellungsvorgang und seinen Bedingungen, die dieses Produkt hervorbringen, verborgen ist.

36. Die Technikstruktur ist also eindeutig ausgerichtet, ihre Elemente sind aufeinander bezogen oder vernetzt, damit sie dann im Zusammenspiel ein technisches Erzeugnis produzieren können. Die Struktur als Ordnungsform ist eindeutig, aber auch mehrschichtig oder mehrstufig. Es wirken nicht nur die Strukturelemente zusammen, sondern mehrere Strukturen bilden Superstrukturen aus, so die Produktionsstruktur, die Infrastruktur, die Informationsstruktur, die Repertoire- und Kreativitätsstruktur, Geld- und Arbeitsstruktur, Regelungs-, Steuerungs-, Stellglied-, Überwachungs- und Sicherheitsstruktur. Deshalb ist die technische Ordnung eine Welt, unabgeschlossen und unvollständig, aber integral und expansiv. Das ist möglich, weil alle Bereiche Ordnungsstrukturen

ausbilden. Aufgrund der Eindeutigkeit, der Gleichrichtungen scheinen Widersprüche ausgeschlossen zu sein, so dass alle Strukturen Mikrostrukturen einer übergreifenden Makrostruktur sind, wie auch alle Formeln unter einer einzigen Weltformel zu subsumieren sind. Aber dies ist Schein, so wenig sich eine Weltformel einstellt, so wenig sind Widersprüche ausgeschlossen. Diese entstehen durch strukturelle Gegenläufigkeiten und sich überkreuzende Vernetzungen.

37. Die Raumfahrttechnik belästigt Mond, Mars und Venus, schickt ihre Sonden in die weitesten Weiten des Weltraums, lässt Kommunikationssatelliten die Erde umkreisen. Die Geothermie bohrt in die tiefsten Tiefen der Erde, die Nanotechnologie arbeitet im Allerkleinsten. Der Mensch aber scheint von der Technik nicht berührt zu werden, so als stünde er als Zuschauer außerhalb der technischen Veranstaltung. Doch das ist ein Irrtum. Er ist Bestandteil der technischen Struktur. Der Mensch denkt sich die Technik aus, ist jedoch zugleich ihr Objekt. Hirnforschung, Physiologie, Anatomie, Psychologie, somit die Humanwissenschaften, machen den Menschen zum Untersuchungsgegenstand, um zu sehen, wie er reagiert, empfindet, denkt. Denn der Mensch ist auch verbesserungsfähig, er ist nicht perfekt. Er ist nicht nur derjenige, als Vollstrecker des Laplace'schen Dämons, der die Perfektibilität der Technik vorantreibt, er ist selbst eine Struktur, die zu verbessern ist. Das leistet die Gentechnik. Sie macht den Menschen zu einem perfekteren Wesen. Von daher gehört Menschenzüchtung zum Technikprogramm. Sie ist Element der technischen

Perfektibilität. Die Technik erfüllt ihren Zweck nicht in der Abschaffung von Hunger, Krankheit und Not, sondern in der Perfektibilität. Und für diesen Zweck wird der Mensch wie die Natur insgesamt als Mittel betrachtet und als Mittel sind sie Material. Menschenzüchtung mit Hilfe der Gentechnik ist somit keine Überschreitung der Technik, sondern ihre Verwirklichung. Es gibt kein technisches Argument gegen die Gentechnik, die den Menschen zum verbesserungsfähigen Objekt macht.

38. Dass der Mensch schon immer die technische Welt bewohnt, er sich selbst für verbesserungsfähig hält, sein Denken technisch ist, ist somit offensichtlich. Er denkt funktionalistisch, er benützt nicht nur technische Strukturen, indem er Auto fährt, ein Flugzeug besteigt, den Fernseher einschaltet, industriell produzierte Nahrungsmittel zu sich nimmt, sich nicht mehr mit Fellen, sondern sich mit biofunktioneller Bekleidung ausstattet. Seine Arbeit ist technisch, weil die Technik ihm befiehlt, was er zu tun hat. Er erleidet nicht die Technik. Er hat ein technisches Verhältnis zu sich und den anderen. Er achtet streng darauf, dass sich alles rechnet. Natur ist nur Umwelt, seine Mitmenschen sind nur insoweit von Interesse, als sie sich instrumentalisieren lassen. Er ist selbst ein technisch verändertes Produkt. Er wendet sich gegen alles, was Natur ist. Denn Natur ist nur Umwelt und Material. Er darf nicht riechen, keine Körperbehaarung aufweisen. Er darf weder schwitzen noch Mundgeruch haben. Schönheit ist ein künstlicher Begriff. Erst der chirurgisch umgebaute, entfettete Körper ist ein schöner Körper. Schönheit ist Ausdruck

des Perfekten. Der Mensch verwandelt seinen Leib in einen Apparat. Der menschliche Leib ist dagegen das Fremde. Sexualität hat nichts mit leiblicher Anagnorisis, Glücksempfinden, Lust, Erotik zu tun, sondern mit Häufigkeit und Ausdauer. Die menschliche Natur ist nicht Ausdruck des Intensiven, sondern quantitatives Material und Objekt.

3. Teil: Technische Struktur und kapitalistische Gestalt

1. Kritiker attackieren die Technik wegen der unzureichenden Beherrschbarkeit. Die Technik laufe aus dem Ruder, weil die produzierte und potenzielle Energie zugleich ein Zerstörungspotenzial darstellt, das den Planeten zum Untergang verurteilt. Sie denunzieren dabei den dialektischen Charakter der Technik. Fortschreitende Naturbeherrschung schlage in Destruktion um. Diese Kritik teilt auch der Laplace'sche Dämon. Für ihn ist Technik auch Selbstkritik. Denn sie beweist nur, dass sie nicht perfekt ist. Deshalb muss es technischen Fortschritt geben, der darin besteht, die Destruktivität auszuschalten. Die Technik behauptet: Alles wird gut. Die ständige Bedrohung wird durch Perfektion behoben. Denn das Destruktive resultiert aus der geringeren Präzision. Je höher die Präzision, umso perfekter die Technik. Je antiquierter die Technik, umso gefährlicher ist sie. Eine präzise Technik will, damit ist sie mit den Kritikern einig, gerade das, was keine Natur garantiert, das Zufällige, Ungefähre zugunsten der Sicherheit auslöschen. Das Zufällige ist das Regellose, von daher das Gefährliche. Sicherheit gibt das Geregelte, denn es ist verlässlich. Auch das Sicherheitssystem muss immer perfekter werden. Deshalb besteht die Lösung darin, alle Mittel als Funktionselemente einzusetzen oder das, was sich sperrt, als Umwelt auszuschließen. Denn, was nicht funktioniert, ist ein Sicherheitsrisiko.

2. Nur hat die ganze Geschichte von Perfektion, Funktion, Präzision, Sicherheit einen entscheidenden Haken. Es ist das Nichttechnische an der Technik. Denn es gibt etwas an der Technik, das nichttechnisch ist, das ist die Ökonomie. Die Suche und Erforschung von Naturkräften ist keine menschliche Zerstreuung, um die Langeweile zu vertreiben. Sie dient der Daseinssicherung, damit der Mensch nicht zugrunde geht. Mit der Technik ist schon das lebensnotwendige ökonomische Interesse mitgesetzt oder es ist mit ihr verschmolzen. Je erfolgreicher die Technik agiert, umso größer die Unabhängigkeit von der Natur. Je größer die Naturunabhängigkeit, umso größer die ökonomische Freiheit, indem es die Mensch nun selbst regeln, was und wie viel sie essen wollen. Ökonomische und technische Interessen gehen zunächst auf Nahrungsproduktion, dann auf Arbeitserleichterung im Sinne von Kraft und Zeitersparnis, schließlich auf Energieproduktion.

3. Das Agens oder der Antrieb in der Technik ist etwas Nichttechnisches. Dieses Nichttechnische ist das Ökonomische. Von daher ist es weiterhin berechtigt zu behaupten, dass das Substrat der technischen Welt die ökonomische Daseinsweise ist.

4. Die Technik ist somit nicht mehr, wie einst auf der Stufe des Gerätes, in die Natur eingepasst, sondern in die Ökonomie. Das technische Naturverhältnis – funktionalistisch als Umweltkoppelung definiert, weil die Naturumwelt die Mittel liefert – ergibt sich aus dem Ineinander von Technik und Ökonomie. Die Art

und Weise der technischen-ökonomischen Produktion determiniert, wie und in welcher Weise Kraftwerke, Energie- und Förderungsanlagen in die Natur eingebaut und eingepasst werden.

5. Der zentrale Ort der Technik innerhalb der Ökonomie kann genau angegeben werden. Die Technik schwebt nicht irgendwie, mehr oder weniger sichtbar, im ökonomischen Raum. Umgekehrt ist das Ökonomische nicht eine einfache Hauswirtschaft, mit dem Unternehmer als Hausvorstand. Die Ökonomie ist kapitalistisch organisiert. Das heißt, das technische Zentrum wurzelt in der Produktionssphäre.

6. Der Reichtum gründet sich auf der Akkumulation von Kapital. Das entspringt wiederum aus dem Mehrwert, der durch die Warenproduktion entsteht. Marx unterscheidet im „Kapital" nun den relativen vom absoluten Mehrwert. Den absoluten Mehrwert produziert die menschliche Arbeitskraft, den relativen die Maschinen. Beide sind aufeinander bezogen, weil die Maschinen nicht nur die schwere Arbeit erleichtern, die dadurch dem Arbeiter abgenommen wird. Sie dienen zugleich dazu, den Produktionsvorgang zu beschleunigen. Denn der Arbeiter bedient die Maschine, muss sich somit ihrer Geschwindigkeit anpassen. Die Maschinen steigern so die Arbeitsproduktivität. Der technische Fortschritt geht darin nun weiter, dass die Maschinen dem Arbeiter immer mehr abverlangen, indem die Arbeitsvorgänge beschleunigt werden. Ein weiterer Schritt ist die Schaffung eines Verbundsystems wie das Fließband, das wiederum, in Verbindung mit der

Zerlegung von Arbeitsprozessen, dem Taylorismus, die Produktivität noch mehr steigert. Die bisher letzte Stufe ist die menschenleere Fabrikhalle, in der Roboter die Arbeit verrichten. Die Kosten für die menschliche Arbeitskraft werden dadurch eingespart. Die Maschinen produzieren somit nicht mehr den relativen, vielmehr den absoluten Mehrwert. Wenn also die Maschinen, als fleischgewordene Wesen der Technik, den absoluten Mehrwert produzieren, bei maximaler Einsparung von Arbeitskräften, ist es selbstverständlich, dass der Kapitalismus die Technik hochkurbelt. Denn der Technik verdankt er seinen Reichtum, der mit Hilfe der Technik ins Unermessliche anwächst. Die maßlose Gier nach Reichtum entspricht dem technischen Expansionsdrang und der Beschleunigung des Fortschritts.

7. Doch der Kapitalismus denkt nicht technisch. Er betrachtet die Technik selbst als Mittel, seinen Reichtum zu vermehren. Gäbe es außertechnische Möglichkeiten, würde der Kapitalismus sein Interesse an der Technik sofort verlieren. Technik ist für das Kapital nichts Technisches, sondern nur die Wirklichkeit, noch mehr Mehrwert über die Produktion herauszupressen.

8. Der Kapitalismus treibt die Technik an, weil sie die Produktivität erhöht, gleichzeitig Kosten für Arbeitskräfte und Energie einspart. Die Technik ist daran ausgerichtet, mit billigster Energie, die Zeit zu intensivieren und zu dehnen, die Raumentfernungen zu verkürzen, in neue Räume zu expandieren, um Waren schnellstmöglichst abzusetzen, Energien und Rohstoffe anzuschaffen.

9. Die Bedingungen der Warenproduktion, die den Mehrwert, dann als Folge den Profit garantieren: Energie, die als Arbeitskraft Rohstoffe in Waren verwandelt, Einsparung von Kosten bei gleichzeitiger Erhöhung der Produktivität, kurz die ganze kapitalistische Struktur verdankt sich der Technik. Der Funktionalismus, die Präzision, die Perfektibilität der Technik führen dazu, dass der Kapitalismus mit geringstem Aufwand maximalen Profit erwirtschaftet. Der Kapitalismus gibt das Geld für den technischen Fortschritt, die Technik gibt es zurück, indem sie die kapitalistische Struktur perfektioniert. Technik wie Kapitalismus betrachten die ganze Welt als Mittel und als Material. Der Kapitalismus als Material für die Verwertung, die Technik als Material ihres Perfektionismus. Das Material ist für den Kapitalismus unvollkommen, weil es noch keine Ware ist, damit Profit abwirft. Für die Technik ist es unvollkommen, weil es noch nicht perfekt funktioniert. Technik wie Kapital sind an einem perfekten Funktionszusammenhang interessiert. Die Technik wegen der Perfektibilität; das Kapital, weil das Perfekte mit geringstem Aufwand maximalen Gewinn verspricht.

10. Doch der Kapitalismus ist das Nichttechnische an der Technik. Kapitalismus und Technik bilden eine Einheit der Identität und der Nichtidentität, weil der Technik etwas Nichttechnisches inhäriert, das sie nicht abschütteln kann, weil das Nichttechnische das Substrat der Technik ausmacht. Das Nichttechnische wird sonderbarerweise nicht am Kapitalismus sichtbar, sondern an der Technik. Der technische Fortschritt ist daran ausgerichtet, was der Kapitalismus braucht, um sich zu erhalten. Das Kapital hat die Technik in seine Verfügungsgewalt genommen. Es gibt für sie kein Entrinnen, weil Präzision und Perfektion beiden gemeinsam ist. Es kann alles noch besser werden, präziser aus Kostengründen, perfekter hinsichtlich der Kapitalakkumulation. Doch an der Identität tritt die Nichtidentität zu Tage. Der Kapitalismus ist für Perfektion, aber nicht für Perfektibilität. Es soll alles perfekter werden, aber nicht vollkommen. Die kapitalistische Perfektion möchte nur etwas leicht verbessern, aber nicht mehr als nötig, während die technische Perfektibilität einem Vollkommenheitsideal nachhängt. Der Kapitalismus optiert für das Neue, die Technik für das Vollkommene.

11. Das Gemeinsame von Kapitalismus und Technik ist die Rationalität. Diese zielt auf hohen Wirkungsgrad und störungsfreien Ablauf. Jedoch, Kapitalismus heißt Konkurrenzkampf. Die auf den Markt geworfenen Waren haben nicht nur besser, sondern auch billiger zu sein. Ist dies nicht der Fall, müssen kostspielige Werbekampagnen oder Täuschungsmanöver veranstaltet werden, die diese Tatsache verschleiern. Das ist jedoch kurzfristig gedacht. Der Kapitalismus legitimiert sich dadurch, dass sich die hochwertige Ware gegenüber der schlechten durchsetzt. Das macht eine Ware zum Markenzeichen. Der Tausch hat gerecht zu sein, weil sich die Kapitalisten untereinander im Tauschverkehr befinden. Wer im Tausch täuscht, ist ein Betrüger, der von der eigenen Gruppe als Rosstäuscher verachtet wird. Den entscheidenden Vorteil kann sich der Kapi-

talist, gegenüber der Konkurrenz, durch eine bessere Technik verschaffen. Die bessere Technik macht eine gleichwertige Ware zumindest billiger. Denn sie senkt die Kosten, erhöht als Folge die Profitrate. Eine Ware als absolute Neuheit, durch eine singuläre Technik produziert, vergrößert den Abstand zur Konkurrenz. Die neuartige Ware ist dann perfekter als alle anderen. Der Kapitalist lässt sich das technische Herstellungsverfahren patentieren und sucht es zu monopolisieren. Durch die Monopolstellung sichert er sich seinen Profit, den er durch weitere technische Neuerungen zu steigern sucht. So ist kapitalistischer Wettbewerb nicht nur einer der Waren, mehr und einträglicher, einer der Technik.

12. Der Kapitalismus lebt vom technischen Gefälle. Das technische Gefälle ist das Gegenteil dessen, was mit technischer Perfektibilität intendiert ist. Denn diese ist integrativ, indem sie expandiert, während das Kapital nur dann expandiert, wenn es monopolisiert, das heißt, es ist desintegrativ. Die Profitrate sinkt, wenn der Kapitalismus nicht mehr wächst, sie sinkt aber noch mehr, wenn alle auf derselben technischen Stufe produzieren. Das technische Gefälle ist der Feind der technischen Perfektibilität. So hemmt und treibt gleichzeitig das Kapital den technischen Fortschritt. Die Technik darf nicht vollkommen sein, dann wäre sie universal. Die eine Technik sollte minimal perfekter sein als die des Konkurrenten.

13. Das Nichtidentische an der Identität von Kapitalismus und Technik, damit das Nichttechnische, besteht in der kleinen, aber entscheidenden Differenz von Perfektion und Perfektibilität. Denn durch das Nichttechnische in der Technik bildet sich das Zerstörungspotenzial. Dadurch wird aus Kostengründen auf alles verzichtet, was die Bedrohung mindern könnte. Und aus Kostengründen, die die Wettbewerbschancen mindern, geht die kapitalistische Technik darauf aus, auf billigste Art, Energie freizusetzen zu produzieren, und das Verbrauchte dort zu entsorgen, wo es nichts kostet. Das Zerstörungspotenzial ergibt sich aus der mangelnden technischen Perfektibilität. Es ist jedoch das Nichttechnische, das die Perfektibilität verhindert. Einer Perfektionierung der Technik, um das Zerstörungspotenzial zu vermindern, ist eine Kostenfrage. Das ist dem Kapitalismus zu teuer. Es wäre Verschwendung. Von daher ist die technische Zerstörung sehr wohl von der Technik ausgelöst, aber die Ursache der Verhinderung ist das Nichttechnische.

14. Die kleinste Differenz schärft sich – durch die Zerstörungsproblematik wird dies nun erkennbar – zum grundlegenden Widerspruch. Kapitalismus und Technik stehen in einem dialektischen Verhältnis zueinander. Der Kapitalismus ist als das Nichttechnische das Nichtidentische an der Technik. Diese Nichtidentität an der Identität, somit der Widerspruch, ist daran erkennbar, dass der Kapitalismus die Technik hemmt. Durch die kapitalistische Hemmung wird die technische Perfektibilität, die Teleologie der Technik, zerstört. Wenn die Technik den Erdball ausradiert, dann hat schon zuvor der Kapitalismus die Technik ausgebeutet und fehlgeleitet.

15. Technik ist somit kein Seinsgeschick, sie gehört nicht in die Seinsgeschichte, wohl aber zur Erfolgsgeschichte des Kapitalismus. Da sie geschichtlich zusammengehören, nun aber der Kapitalismus die technische Perfektibilität hemmt, damit immer ein technisches Gefälle bestehen bleibt, die Technik aber wiederum davon lebt, dieses aufzuheben, indem sie immer perfekter wird, bilden sie einen dialektischen Sachverhalt. Dieser ist von grundsätzlich logischer Natur, also einer der Ordnung. Es ist ein Widerspruch der Ordnungsformen.

16. Der Kapitalismus ist eine Ordnungsform der Gestalt. Die Technik ist eine der Strukturen. Diese überlagern sich, und es scheint, als würden sie eine gemeinsame, übergreifende Ordnung bilden. Jedoch, aufgrund der Einfachheit, Eindeutigkeit, Erweiterungsfähigkeit scheinen Technik und Kapitalismus in der Struktur zu verschmelzen. Die kapitalistische Gestaltordnung löst sich zugunsten der einfacheren Struktur auf. Das hat den Vorteil, dass der Kapitalismus selbst ein eindeutiges Gesicht erhält. In Wahrheit aber verwandelt sich die kapitalistische Gestaltordnung nicht in eine Struktur, sondern sie versteckt sich in der Struktur. Die Struktur gibt der Gestalt ein eindeutiges, einfaches Aussehen. Die Zweideutigkeit der Gestalt wird durch die Struktur eindeutig. Dadurch dass die Gestalt hinter der Struktur zurücktritt, wird die Identität von Kapitalismus und Technik durch die Strukturgemeinsamkeit sinnfällig.

17. Jedoch ein struktureller Kapitalismus ist keiner mehr. Er lebt von der Zweideutigkeit. Dies ist an der Ordnungsform der Gestalt ablesbar. Das Axiom oder der Grundsatz der Ökonomie ist die Warenform oder der Wert, ohne weitere Inhaltsbestimmung. Eine strukturelle Ökonomie wäre eindeutig. Eine Ware wäre eine Ware. Der Warenwert ergäbe sich aus den Kosten. Bei diesen Kosten ist auch das eingerechnet, was ein Arbeiter zur Warenproduktion beiträgt. Eine strukturelle Ware ist somit eindeutig und transparent. Eine kapitalistische Ware ist dagegen zweideutig und opak. Zweideutig, weil sie einen Gebrauchs- und einen Tauschwert besitzt. Opak, weil dieses Grundverhältnis verdunkelt wird.

Daraus resultiert die Zweideutigkeit des Kapitalismus insgesamt. Denn der Arbeiter erhält nicht das, was er zur Warenproduktion beiträgt wie bei einer möglichen strukturellen Ökonomie, sondern das, was er für seine Selbsterhaltung benötigt. Die Höhe der Löhne haben somit mit der Warenproduktion wenig zu tun. Es ist kein gerechter Lohn in dem Sinne, dass der Arbeiter gemäß seinem Anteil an der Produktion bezahlt wird. Er ist in dem Sinne gerecht, als alle für die gleiche Arbeit gleichen Lohn erhalten, nach dem Kriterium der Selbsterhaltung. Der Lohn wird aus der Produktionssphäre ausgegliedert. Das gilt ebenso für den Profit. Er ist kein Kostenpunkt als Anteil an der Ware, sondern er ist, Mehrwert genannt, der Differenzbetrag zwischen dem, was der Arbeiter kostet, also dem Lohn, den der Arbeiter für seine Selbsterhaltung erhält, und dem, was der Arbeiter zur Warenproduktion beiträgt. Je höher der Beitrag an Arbeitskraft, umso größer der mögliche Profit. Deshalb hängt das Leben des Kapitalismus von der Maximierung der Arbeitskraft ab. Dazu verhilft ihm die Technik, weil sie die Arbeitskraft ans Äußerste auspresst. In einer menschenleeren Fabrik spart er sich sogar die Lohnkosten. Die Maschinen werden verbraucht, sie brauchen aber weder Essen noch Bekleidung. Der Kapitalismus gliedert alles, was Kosten verursacht, nach Möglichkeit aus, während bei einer Strukturökonomie eben alles zusammengerechnet wird, um die Wertgröße

der Ware zu ermitteln. Das hat nur den Nachteil, dass dies zu keinem konzentrierten Reichtum führt, aber auch das Niveau der Selbsterhaltung wird dadurch angehoben. Der unermessliche Reichtum der Wenigen verschwindet. Dadurch verschwindet auch der Kapitalist in dem Maße, in dem er sich an der Warenproduktion, entsprechend seiner Fähigkeiten, beteiligt.

18. Eine strukturelle Ökonomie ist assoziativ, der Kapitalismus ist dissoziativ und zentrifugal. Völlig gleichgültig, ob die Menschen ein Bewusstsein davon haben oder nicht. Durch die Dissoziation bilden sich zwei grundlegende disparate Schichten oder Klassen: die Menschen, die in der Sphäre der Selbsterhaltung leben, und jene, die in der Sphäre des Profits wohnen. Eine solche dissoziative Ordnungsform ist eine Gestalt. Die Gestalt ist ein zweideutiges Gebilde. Im Gegensatz zur Struktur, in der ihre Elemente eindeutig durch den Strukturzusammenhang definiert sind, waltet in der Gestalt mindestens Zweideutigkeit, meistens sogar Mehrdeutigkeit. Die kleinste Einheit der Gestalt ist kein eindeutiges Element. Das Element ist doppelt bestimmt. Das Eine oder Einfache ist zweifach. Es ist Eines und zugleich Anderes im gestalthaften Element zusammengefasst. Als Gestaltelement ist es einerseits Moment, das die Gesamtgestalt im Kleinen abbildet. Gleichzeitig ist es aber auch selbstständig, ist es eigenständiges Partikel innerhalb der Gestaltordnung, je nach den möglichen

Freiheitsgraden, die die Gestalt gewährt. Das ist jedoch in diesem Zusammenhang unerheblich. Entscheidend ist allein die Tatsache, dass das kleinste Element der Gestalt zweifach oder doppelt bestimmt ist. Als selbständiges Teil oder Partikel bildet es mit anderen Teilen eine Konfiguration, die – möglicherweise mit anderen Konfigurationen – in der übergreifenden Gestaltform eingebettet ist.
Oder anders formuliert, die Gestalt ist gleichzeitig eine Konfigurationsform und eine Strukturform oder eine strukturelle Konfigurationsordnung. Aufgrund der doppelten Bestimmung des kleinsten Bausteins der Gestalt als Moment des Ganzen und als konfigurativer Teil resultiert daraus die Zweideutigkeit. Die Ware ist somit eine solche konfigurative-strukturelle Einheit im Kleinen, wie es der Kapitalismus im Großen ist. Das heißt, je nach Sphäre zeigt die kapitalistische Ware ihre strukturelle oder ihre konfigurative Seite.
Als konfigurativer, selbständiger Teil zeigt sie sich als Gebrauchswert. Denn der Gebrauchswert soll das sein, was sich von allen anderen Gegenständen unterscheidet. Wäre der Gebrauchswert wie alles andere, dann bestünde überhaupt keinen Anlass, einzig und allein diese Ware kaufen zu wollen. Der Charakter des Tauschwerts äußert sich am Gestaltmoment. Denn das Moment ist dadurch definiert, dass es im Gesamtzusammenhang steht und ihn abbildet. So steht denn die Ware als Tauschwert in diesem Gestaltzusammenhang. Der Zusammenhang, in dem die Ware als Moment steht, ist das Tauschverhältnis. Alle Waren können gegen andere Waren äquivalent getauscht werden. Als Moment der Gestalt sind die

kleinsten Einheiten Tauschwerte. Denn als Tauschwerte verbinden sie sich, indem sie miteinander konkurrieren. Als selbstständige Teile der Gestalt sind sie Gebrauchswerte, weil jede Ware etwas Besonderes sein will, das den Kaufzwang auslösen soll. In dieser Gestaltform sind ebenso Kapitalisten wie Arbeitnehmer einbezogen. Der Kapitalist ist zugleich Moment und Teil. Er ist Teil, weil er eine besondere Warenproduktion beherrscht, er ist Moment, weil er in Konkurrenz zu anderen Warenproduzenten steht. Der Arbeitnehmer ist Teil, weil seine besonderen Kenntnisse und Fähigkeiten gebraucht werden. Moment aber, weil er, wie alle anderen, seine Arbeitskraft anbieten muss und weil er, wie alle anderen, danach bezahlt wird, was er für seine Selbsterhaltung benötigt, nicht nach seinen besonderen Fähigkeiten.

19. Die Gestalt ist somit nicht nur zweideutig, sie ist auch vielgestaltig, das heißt erweiterungsfähig und unabgeschlossen. Aber in jeder Gestalt funktioniert das Doppelspiel von Moment und Teil.

20. Damit wird klar, warum eine vollständige Überlagerung oder Interferenz von kapitalistischer Gestalt und technischer Struktur gelingt. Die Gestalt kann sich als eindeutige Struktur tarnen, die technische Struktur findet sich in der Gestalt aufgehoben. Die kapitalistische Gestalt zeigt sich gegenüber der Struktur als Ordnung des eindeutig Momentanen, unterschlägt dabei ihre andere Seite des Teils oder der Partikel. Das gestaltartige Moment und das Strukturelement sind dasselbe. Oder, die Technik sieht sich nicht im Widerspruch zum Kapitalismus,

weil sie, als Struktur, die Momente, die der Gestalt angehören, als Strukturelemente identifiziert. Umgekehrt kann der Kapitalismus als vielgestaltige, mehrdeutige Gestaltordnung die eindeutige Technikstruktur mühelos integrieren, weil ihre Strukturelemente zu Momenten ihrer Gestaltordnung werden.

21. Die Gestalt ist nicht mit der Struktur identisch, aber die Struktur kann die Gestalt als Struktur interpretieren. Denn sie ist ja gegenüber der mehrdeutigen Gestalt das eindeutige Einfache. Der Kapitalismus als Gestalt kann somit die Technik integrieren, aber der Kapitalismus ist mehr als Technik. Von daher ist zunächst überhaupt keine Differenz zu erkennen, gar ein Widerspruch zu entdecken. Ist der Widerspruch nur konstruiert, also Schein, Ausdruck falscher Kritik? Die Integration der Struktur in die Gestalt führt zu keinem Widerspruch. Wohl aber die Identifikation des Gestaltmoments mit dem Strukturelement. Die Strukturelemente docken gleichsam an der falschen Seite an. Moment und Element werden identisch gesetzt, aber als Moment wird das Strukturelement keinesfalls gebraucht und eingesetzt. Den Zusammenhang der Momente leistet ja die Gestalt mit ihrer Ordnung selbst. Indem die Strukturelemente mit den Gestaltmomenten zusammengehen, wird nur der Zusammenhang verstärkt, indem er durch die Strukturordnung verdoppelt wird. Das gibt dem Kapitalismus

seine Stärke und Widerstandskraft. Aber eingesetzt wird die Technik im konfigurativen Teil- oder Partikelbereich der Gestalt, also im Bereich des Gebrauchswerts, somit dort, wo die technische Produktivität die Kosten absenkt, also Wettbewerbsvorteile entstehen. Das ist die Sphäre des konfigurativen Gestaltteils. Es bildet sich darin der fundamentale Widerspruch von Teil und Strukturelement. Denn der Teil ist selbstständig, das Element immer nur unselbstständiges Element eines Zusammenhangs, nämlich der Struktur. Dieser Widerspruch artikuliert sich nun als technisches Gefälle.
Für den Kapitalismus ist es überlebensnotwendig, für die Technik Ausdruck mangelnder Perfektion, weil sich die Perfektion nicht an dem misst, was nicht perfekt ist, sondern an der möglichen Perfektibilität.
Die Technik wird also in ihrem Fortschritt zur Perfektibilität eingeschränkt, weil der Kapitalismus nicht an der Perfektibilität, sondern am technischen Gefälle interessiert ist. Das technische Gefälle ist aber gerade diese Demarkation, die die Perfektibilität fesselt. Denn Perfektibilität gelingt nicht durch Einschränkung, sondern durch maximales Zusammenwirken, durch Vernetzung und Vermehrung aller Kräfte.

22. Deshalb müssten die Techniker, Logiker, Systemtheoretiker mit ihrem hohen Intelligenzquotienten, die größten Kritiker des Kapitalismus sein, wenn sie für den Technikfortschritt plädieren. Der Kapitalismus monopolisiert und behindert die Technik, lenkt sie in die Bahn des Profits. Der Kapitalismus ist das Nichttechnische an der Technik, zugleich ihr Substrat. Das müsste die Techniker zur Weißglut bringen. Das Gegenteil ist jedoch der Fall, sie kritisieren nicht den Kapitalismus, sondern sie sind dessen größter Verteidiger. Jede Kapitalismuskritik interpretieren sie als Technikfeindschaft, dabei ist der größte Feind der Perfektibilität der Kapitalismus.

23. Es gibt mehrere Möglichkeiten, warum die Techniker den Kapitalismus verteidigen. Sie sind Techniker und zugleich Kapitalisten oder dem Kapitalismus einfach ausgeliefert. Als Strukturalisten, die auf Eindeutigkeit und Identitätslogik eingeschworen sind, entgeht ihnen das Doppelspiel von Struktur und Gestalt. Für sie ist der Kapitalismus keine Gestalt, sondern eine eindeutige Struktur. Die kapitalistische Notwendigkeit des technischen Gefälles interpretieren sie als mangelnde

Perfektion. Er selbst ist dazu da, Technik zu perfektionieren. Deshalb muss es immer Fortschritt gegeben. Technik als Kostenersparnis ist für ihn Ausdruck von Präzision, zur Erhöhung des Wirkungsgrads. Das Zerstörungspotenzial liegt für ihn der Natur zugrunde. Die Technik reduziert es auf ein Restrisiko. Weil die Natur zerstörerisch ist, soll die Technik schützend eingreifen. Sie garantiert Sicherheit. Die Technik schafft Reichtum und, äquivalent dazu, Armut. Deshalb ist die Technik dazu da, Reichtum für alle zu schaffen, damit niemand mehr auf die Ebene der Selbsterhaltung begrenzt bleibt. Deshalb arbeiten sie an der Nivellierung des Gefälles. Reichtum für alle heißt, Technik für alle. Darin liegt die Fehleinschätzung des strukturalistischen Technikers.

4. Buch

Je vielfältiger eine Erscheinungswelt, umso mehr gilt es, auf Prägnanz zu achten. Es ist das probate Mittel, um nicht im Vielerlei unterzugehen. Dies geschieht mit Hilfe von Occams Rasiermesser oder nach dem Spruch: „Weniger ist mehr."

1.Teil: Christentum

1. David Hume fragt sich, warum eine Religion, die doch keine andere neben sich duldet, sang- und klanglos untergeht, bei so viel Wundern und heilsbringenden Wirkungen. Seine Antwort ist: Sie verschwindet, wenn niemand mehr für ihre Lügen bezahlen kann.

2. Religion ist keine Frage der Erkenntnis, sondern des Glaubens. Deshalb wendet Lessing gegen den Glauben mit Recht ein, man könne doch nicht am Faden einer Spinne die ganze Ewigkeit aufhängen.

3. Für Kierkegaard ist Abraham der Ritter des Glaubens. Der Glaube ist ihm das Paradox, dass der Einzelne in einem absoluten Verhältnis zum Absoluten steht. Gibt es dieses Paradox nicht, dann ist Abraham verloren. Denn Abraham verstößt gegen die moralische Welt. Er erhält den Auftrag, seinen Sohn zu töten. Diesen Auftrag will er ausführen. Der Gläubige handelt wider alle Vernunft und verstößt gegen jede moralische Ordnung. Der Glaube stößt sich nicht nur von der existenziellen Welt ab, er hält seine eigene paradoxe Welt gegen die existenzielle Welt. Für einen vernünftigen Menschen eine absurde Welt, weil der Gläubige Handlungen ausführt, die mit der existenziell-logischen Welt nichts zu tun haben. Er befindet sich in einer absoluten Welt. Was nun aber, wenn die Religion verschwindet? Dann ist er verloren. Es steht im absoluten Nichts.

4. Durch die Disparatheit zur Welt isoliert sich der Gläubige, dadurch ist er nun endgültig der Religion ausgeliefert.

5. Das Christentum hält sich durch ein Doppelspiel am Leben. Es ist die Instanz des Glaubens, aber auch der Hort der Moral, der es nicht sein dürfte, da es im absoluten Verhältnis zu Gott steht. Um den Glauben durchzusetzen, greift es zur amoralischen Gewalt. Wird es der Amoralität bezichtigt, zieht es sich auf den Glauben zurück. Wird es wegen der fehlenden Glaubensgewissheit angegriffen, legitimiert es sich als moralische Instanz: ohne christliche Moral würden Chaos und Anarchie, Mord und Totschlag herrschen. Doch was hat der Glaube mit Moral zu tun? Da er doch absurde Handlungen jenseits der moralischen Welt abverlangt?

6. Kritik am Christentum ist dann gestattet, sogar willkommen, wenn es schwächelt. Kritik ist dann eine Art Bluttransfusion. Das gehört zu seiner Überlebensstrategie. Dann gibt es alle seine Mängel zu, bittet um eine neue Chance. Aber kaum wieder mächtig, wird das eingelöst, was das Jüngste Gericht allen seinen Gegnern prophezeit, ewige Höllenqualen, jedoch schon zu Lebzeiten.

7. Das Christentum setzt auf die Ewigkeit, aber seinen Vernichtungswillen möchte es schon in dieser Welt vollstreckt wissen. Das überlässt es nicht der Ewigkeit, das geschieht nur bei seinen Fehlurteilen. Diese werden dann in der Ewigkeit korrigiert. Welch ein Trost für alle als Hexen und Ketzer Verbrannten.

8. Das Christentum ist der Wille zur Macht. Wahrscheinlich diente Nietzsche das Christentum als Modell seiner Philosophie. Denn es scheint ihm schleierhaft, wie etwas, das nichts zu bieten hat, außer Versprechungen, die es niemals einlösen muss, eine solche Macht über die Menschen erlangen kann. Dies geschieht dadurch, dass es die Religion versteht, den Menschen ein schlechtes Gewissen zu machen. Der Wille zur Macht setzt an dem an, was die Menschen nicht abschütteln können: ihrer Natur. Genauer, das Christentum verteufelt die Sexualität, predigt Askese. Die Menschen sollen ihre Natur negieren. Das gelingt jedoch nicht. Sie sind nun einmal leibgebunden, und ihre Sexualität sichert den gesellschaftlichen Zusammenhalt wie den Fortbestand der menschlichen Gattung. Die Religion fordert somit etwas Uneinlösbares und Absurdes. Die Menschen sind ihrer leiblichen Natur ausgeliefert. Daraus resultiert das schlechte Gewissen. Aber warum ist es dem Christentum möglich, an der Leiblichkeit anzusetzen? Weil am Leib der Daseinsdruck, das Leiden oder die Last des Daseins unabweisbar spürbar ist. Die Schmerzen sind leiblich, nicht geistig. Der Daseinsdruck führt zur Idee der Unsterblichkeit. Aber die Religion nimmt nicht Druck weg, sondern verstärkt ihn. Sie hat kein Gegenmittel, sie schürt Angst und Verzweiflung. Auf diese Weise bestätigt sie den Gläubigen in seiner Daseinsangst. Sie bietet ihm Erlösung an, aber nur unter der Voraussetzung, dass er sich selbst negiert. Da ihm dies nicht gelingt, überhaupt nicht gelingen kann, muss er mit beständigem schlechten Gewissen und Schuldbewusstsein leben.

9. Das Christentum ist Nihilismus. Es ist nicht der leere Kosmos, die Sinnlosigkeit des Lebens, das Christentum selbst entleert die Welt, setzt sie als Nichts, damit ausschließlich das absolute Verhältnis zum Absoluten übrigbleibt. Alles, was existiert, ist dem Christentum ohne Sinn. Nach Nietzsche ist das Christentum die Geschichte des Nihilismus. Bei Kierkegaard ist diese nihilistische Perspektive vorhanden, wenn er das christliche Stadium als absurde Existenz bezeichnet.

10. Der Nihilismus resultiert aus dem Alleinvertretungsanspruch. Die Religion will absolute Religion sein, deshalb vernichtet sie alles, bis das Nichts erreicht ist. Sie fälscht nicht nur die Welt, sondern setzt sie als Nichts.

11. In einer absurden Welt gelten keine rationalen Überlegungen und Handlungen. Religion pocht immer auf Singularität. Das Singuläre wird durch Kult und Ritual eingeübt. Wenn Kult und rituelle Handlungen verschwinden, stirbt auch Religion. Als Sterbende spielt sie sich als moralische Ins-tanz auf. Das scheitert daran, dass sie sich dann in einen Bereich begibt, den sie doch als Nichts betrachtet. Ihre Moral ist so absurd wie die absurde Welt, die sie beschwört. Doch auch in ihrer Sterbephase kann sie es nicht unterlassen, ein Doppelspiel zu riskieren. Sie hat plötzlich Verständnis für die kreatürliche Natur des Menschen. Aber dann, wenn sich der Mensch verstanden fühlt, die Menschen abhängig werden, zeigt sie mitleidlose, dogmatische Härte. Das Verständnis ist jedoch nur ein Vorwand, um später, wenn sich ihre Opfer in ihrem Spinnennetz verfangen haben, wieder Macht zu demonstrieren. Die Ma-xime lautet: „Weil du schwach bist, muss ich Härte zeigen."

12. Versprechen, einschüchtern, vernichten, das sind die Stufen des Christentums. Seine Macht verdankt sich nicht der Macht des Glaubens, sondern den Mächtigen, die meinen, sie könnten die Religion instrumentalisieren. Aber sie sind dem Machtspiel nicht gewachsen. Die Mächtigen liegen im Kampf mit jenen, die mächtig werden wollen. Religion sichert sich ihre Macht, indem sie sich allen Mächten andient, und sie je nach Lage der Dinge gegeneinander ausspielt. Religion ist mächtig, nicht aufgrund der Macht des Glaubens, sondern weil sie immer mit den Mächtigen geht.

13. Das Christentum ist nicht so neu, wie es sich darstellt. Sein Erfolg verdankt sich der Propaganda der fleischlichen Auferstehung. Wäre dies wirklich so neu, dann wäre dies so unverständlich wie die Sprache eines Wesens von einem fremden Planeten. Für den spätantiken Menschen lebt der Tote, der begraben wird, unter der Erde weiter. Er muss von seinen Angehörigen mit Nahrung versorgt werden. Dazu dienten nach unten geöffnete Krüge und Röhren. Geschieht dies nicht, kommt er als Wiedergänger zurück. Sie versorgen ihn also, damit er nicht wieder zu den Lebenden zurückkehrt. In jenen Zeiten, zu Beginn des Christentums, ist die Versorgung des Toten durch die Angehörigen, bedingt durch den Zerfall der Familien, nicht mehr gesichert. Daraus zieht nun das Christentum die Konsequenz, indem es behauptet, die Toten müssten nicht versorgt werden, denn sie würden auferstehen. Die Angehörigen fühlen sich nun entlastet. Das war vor allem eine Entlastung für die römischen Soldaten, die fern ihren Angehörigen und unbegraben, verenden. Niemand wird sie als Tote versorgen. Und es waren ja gerade römische Soldaten, die nun, aus verständlichen Gründen, sich zum Christentum bekehrten. Und wahrscheinlich gingen die Frauen am Ostermorgen, nach christlicher Wocheneinteilung gerechnet, zum Grab Jesu, um ihn, wie es Brauch war, zu versorgen. Denn, warum sollten gerade Frauen ans Grab gehen und warum waren sie kaum beunruhigt als das Grab leer war? Sie wollten, wie allgemein üblich, das Totenmahl feiern.

2. Teil: Kultur und Kunst

1. Kultur ist das, wofür Menschen Geld ausgeben wollen.

2. Nach Jacob Burckhardt ist Kultur, der Möglichkeit nach, die Potenz der Freiheit. In Anlehnung an Friedrich Schiller, kann sie auch als Freiheit in der Erscheinung definiert werden. Somit ist sie das Andere gegenüber der ökonomischen, technischen Welt.

3. Die Kultur ist als das Andere zugleich das Nächste zur Ökonomie. Da die Ökonomie von der Expansion lebt, ist Kultur okkupiertes Gebiet. In der Kultur wiederholen sich die Marktmechanismen. Kulturgüter sind Waren, die gebraucht und verbraucht werden. Nur sind es keine Gegenstände mehr, sondern Informationen, die sich in Dingen und Werken vergegenständlichen, in Inszenierungen und Veranstaltungen zur Anschauung kommen.

4. Was in der Ökonomie das Markenzeichen einer Ware ist, ist in der Kultur das Erkennungszeichen. Auch das Erkennungszeichen löst einen Zwang, einen Zwang der Freiheit, aus: Etwas muss man gesehen haben. An einem Ort oder in einem Land muss man gewesen sein.
   Dadurch werden die Kulturgüter verbraucht. Denn, wer einmal dort war und es gesehen hatte, der muss auch das sehen, was er noch nicht gesehen hat, dorthin, wo er noch nicht war. Der Kulturmensch ist auf der stän

digen Suche nach dem, wo andere sind oder bereits waren.
   Daraus ergibt sich eine Rangordnung: Der Letzte der einen Ort aufsucht oder etwas sieht, steht auf der untersten Stufe. Er genießt das, was die Anderen schon verbrauchten.

5. Die permanente Suche nach Neuem ist Ausdruck von Kreativität. Die kreative Suche nach dem Neuesten ist eine nach dem Jüngsten. Das Alte ist Zeichen des Verbrauchten. Wer will schon alte Ladenhüter kaufen. Wer sich mit jungen Künstlern schmückt, nimmt den ersten Rang ein.

6. Das Neue ist immer das Andere. Das ist das, wovon die Kultur lebt. Das Wesen des Anderen, ist das, was die rationale Welt ins Jenseits schiebt. Das Wesen des Anderen ist die Intensitätswelt.

7. In der kulturellen Intensitätswelt findet sich jeder wieder. Das Intensive als das Ungefähre und Irgendwie als Empfindungswelt der Reize, Vorstellungen, Wünsche wird in der Kultur auswendig. Deshalb ist Kultur exhibitionistisch. Das Entäußerte ist aber nur Information der Intensitätswelt. Dadurch ist Kultur eine Simulationswelt. Etwas gesehen haben müssen bedeutet, Informationen von etwas besitzen, die die anderen nicht haben.

8. Die kapitalistische Kultur verwandelt die Simulationswelt in eine Manipulationswelt. Eine technische Kultur ist eine perfekte Manipulation des Ungefähren und des Irgendwie.

9. Da das Irgendwie und das Ungefähre im Zentrum stehen, ist die Teilnahme und Teilhabe entscheidend. Niemand will es genau wissen, es reicht, das Ungefähre irgendwie zu simulieren. Entscheidend ist das Dabeisein.

10. Kultur in der technischen Welt ist manipuliertes Informationsprodukt des Irgendwie, durch ein Funktionssystem perfekt und präzis hergestellt.

11. Kunstwerke sind Waren. Von den Kulturprodukten unterscheiden sie sich, weil sie Abfallsprodukte der Kunst sind. Sie werden durch die Kultur recycelt. Jedoch, Kunst ist der Kultur feindlich. Sie ist das Andere der Kultur. Mit ihr aber verbunden, weil sie nur innerhalb der Kultur funktioniert. Mit der Kultur hat sie gemeinsam, dass sie ein Informationsmedium ist, das simuliert und manipuliert. Sie ist das Andere der Kultur, nicht weil sie perfekt manipuliert, sondern thematisiert.

12. Die Differenz von Kunst und Kultur besteht darin, dass Kultur eine Wiederholung, mit notwendigen Abweichungen des Neuen ist, weil sich das Wiederholte verbraucht, die Kunst dagegen thematisiert die Wiederholung durch die Möglichkeit der Abweichung.
    Kultur interessiert sich nicht für Thematisierung der Wiederholung, sondern für die künstlerische Abweichung, die sie als Neuheit in das Wiederholte einbaut.
    Deshalb ist für Kultur Kunst nur das Abweichende, das sie als Neuheit verbraucht. Kunst ist irgendwie anders, das reicht völlig aus, um sie zu integrieren. Dieses irgendwie Andere genießt der kultivierte Mensch als Pointe. Ein Kunstwerk ist für die Kultur ein Irgendwas mit Pointe.

13. Zugleich soll Kunst etwas sein, das kein technisches Abfallprodukt ist. Ein Künstler hat noch ein Handwerker zu sein, bei dem noch Fertigkeit und Geist dasselbe sind. Das wird Genie genannt. Fehlende Präzision und Dilettantismus werden als einzigartige Qualitäten erkannt. Kunstwerke sind eben mangelhaft zu verwirklichende geistige Produkte. Oder, je mangelhafter die Realisation, umso höher der Intensitätsgrad des Irgendwas.

14. Das Andere der Kunst wäre nicht das Andere, wenn es nicht autark wäre. Kunst kann nur etwas thematisieren, wenn sie dafür ein Verfahren entwickelt. Kunst ist eine Erkenntnisweise. Erst als Erkenntnis kann Kunst etwas thematisieren. Die künstlerische Erkenntnis ist keine Abbildung des Bestehenden, sie produziert Informationen.

15. Kunst ist Produktivität, also eine des Subjekts, das sich auf ein Objekt bezieht, wobei sich das Subjekt selbst zum Objekt machen kann. Somit ist auch Kunst ein Subjekt-Objekt-Verhältnis.

16. Die Informationen der produktiven Subjektivität fügen der Welt etwas hinzu, das es vorher nicht gab. Deshalb ist die Geschichte der Kunst eine des Neuen.

17. Neue Informationen entstehen durch künstlerische Verfahren. Das Verfahren ist ein Vermittlungsakt, der Variationen, Modifikationen, Metamorphosen sowie die Verweigerung von Vermittlungsarten einschließt. Das Subjekt vermittelt zwischen dem Rationalen und dem Mimetischen. Da es zwischen dem Rationalen und dem Mimetischen keine Gemeinsamkeit gibt, ist das vermittelnde Element das Spielerische. Aus der Art und Weise des Zusammenwirkens von Mimesis, Rationalität und Spiel stellt sich die Individualität des Kunstwerks ein, nicht durch die geniale künstlerische Freiheit.

18. Das Mimetische bezieht sich auf die Intensitätswelt. Durch Anpassung, Einfühlung und Nachahmung reproduziert sie die Ausdruckswelt des qualitativ Intensiven.

19. Das Rationale entspringt der Ordnung. Es reicht von der Identitätslogik bis zum Alogischen. Dieses Logische wird nicht durch Einfühlung verwandelt, sondern durch Reflexion thematisch.

20. Das Spielerische ist die Vermittlungsinstanz. Es regelt die möglichen Bezüge. Die Spannweite reicht von der Identität, dergestalt, dass das Werk behauptet, Ausdruck und Logik sind identisch, bis zur Disparatheit. Das Spielerische ist ein Ausprobieren oder etwas Experimentelles, also eine Versuchsanordnung, um Wechselwirkung zu erzeugen.

21. Aus dem Zusammenspiel der drei Vermittlungsmomente ergeben sich die Mannigfaltigkeit und der Reichtum der Kunst. Denn jedes einzelne Moment kann auch für sich thematisch werden. Das Rationale als etwas Mathematisches verwirklicht sich in der konkreten Kunst. Das Mimetische als Abwesenheit von Rationalität erscheint in jenen Kunstformen, in denen Spontaneität und Zufall die Hauptrollen übernehmen.

22. Das Spielerische erscheint in beiden Bereichen, weil es nicht von außen hinzutritt. Schon der jeweilige Umgang mit Rationalität oder Mimesis ist spielerisch. Denn das Subjekt will nicht wissen, sondern Informationen gewinnen. Das geschieht durch Verändern. Dieses Verändern ist das Spielerische. Dies ist kein Spiel nach Regeln, sondern ein Ausprobieren von Regeln.

23. Die Kunst thematisiert sich selbst, Informationen und ihre Herstellungsweise oder Verfahren. Sie macht sich selbst zum Objekt. Die Kunst ist Schein, Inszenierung, Manipulation. Dadurch, dass sie sich selbst thematisiert, als „l'art sur l'art", ist sie immer zugleich auch Selbstreflexion.

24. Als das jeweilige Andere innerhalb dessen, in dem sich Kunst bewegt, ist Kunst immer Kritik. Denn sie zeigt affirmativ: dass das, was ist, anders sein könnte; negativ: dass das, was ist, weniger ist, als es ist.

3. Teil: Ethik, Sittlichkeit, Moral

1. Ethik ist die Frage nach dem Guten. Sittlichkeit die Frage nach den gesellschaftlichen Werten. Moral gründet sich auf die Freiheit des Einzelnen. Gäbe es keine Freiheit, gäbe es auch keine ethischen Fragen.

2. Moral gehört in die Ordnungsform der Gestalt, Sittlichkeit in die Ordnung der Struktur, Ethik ist auf mögliche Ordnungsformen bezogen.

3. Die ethische Frage ist einfach zu beantworten. Ethisch gut ist, was mit sich selbst identisch ist. Das Nichtidentische ist das, was schlecht ist. Ausgehend von diesem Identitätssatz entwickelt sich ein ethisches, deduktives System. Die Deduktion folgt der Identitätslogik, also ist sie eine Ordnungslogik, die ihr Anderes, die Existenz, vergisst. Und es hat einen Nachteil: Die Identitätslogik ist das Gegenteil von Freiheit. Und, das unlösbare Problem stellt sich schon bei der Frage, was das Gute sei, das sich als Identität ausweist. Diese Frage ist im Funktionalismus überholt. Gut ist das, was funktioniert. Auch die Sittlichkeit ist außer Kurs, weil sie gesellschaftliche Verbindlichkeit definieren soll. In einer dissoziativen Gesellschaft stellen sich keine verbindlichen Werte ein. Das ist schon daran zu erkennen, dass innerhalb der kleinsten gesellschaftlichen Zelle, der Familie, gegensätzliche Vorstellungen über das Zusammenleben herrschen. Bleibt also die Moral als Grundlage des Handelns und dessen Zusammenseins.

4. Moral organisiert die Freiheit. Der Mensch ist frei. Aber seine Grenze ist die Freiheit der anderen. Die Moral operiert im luftleeren Raum, weil die Freiheit kein Gegenstand oder ein Besitz ist. Freiheit artikuliert sich darin, dass sie nur negativ definiert werden kann: als Freiheit von etwas, als Befreiung, als Freiheit zu etwas. Der Moralist definiert die positive Freiheit als Bindung an einen Zweck. Aber dadurch wird Freiheit wieder aufgehoben, sie erlischt im Zweck. So verschwindet auch die Freiheit, wenn sie die Moral organisiert. Damit hat Moral zwar ihren Zweck erfüllt, zugleich ihre Grundlage, die Freiheit zum Verschwinden gebracht

5. Es gibt zwei Arten von Moral. Die eine ist formalistisch. Sie verlangt ein Handeln nach Gesetzen. Diese formallogische Moral, wie sie Kant formuliert, scheitert schon daran, dass die Welt nicht logisch eingerichtet ist. Das heißt, das logisch richtige Handeln führt zu alogischen Folgen, das logisch Moralische schlägt in Unmoral um. Die Logik garantiert keineswegs, dass eine logische Handlung zugleich moralisch ist. Sie ist nur nachvollziehbar. Moralische Gesetze oder Regeln kommen nicht infrage, weil sie nach dem Identitätssatz gebildet sind. Identitätsdenken also Moral wäre dann Abstraktion, damit Ordnungsdenken und somit einseitig, ohne Berücksichtigung des Existenziellen und Intensiven.

Die andere Art ist eine inhaltliche Moral wie Schopenhauers Mitleidsethik. Diese setzt an dem an, was allen im Negativen gemeinsam ist: das Leiden. Aber aus dem Mitleid lassen sich keine Handlungsweisen und Maximen ableiten, um zu verhindern, dass das Mitleid nicht der Bereicherung dient oder zur Ausbeutung führt: So kommt einer aus Mitleid einem anderen zu Hilfe, ein Dritter kommt hinzu und macht ein profitables Geschäft daraus.

6. Kants formale Ethik und Schopenhauers Mitleidsethik haben gemeinsam, dass die Ethik intelligibel ist. Das heißt, Ethik unterliegt nicht dem Satz vom Grund, das heißt der Erscheinungswelt, in der die Naturgesetze herrschen, und nicht dem Willen, der das Leiden verursacht. Moralisches Handeln ist Handeln aus Freiheit. Aber jedes Handeln ist ein Handeln in der Erscheinungs- und Willenswelt, das heißt kausal. Das kausale Handeln ist zugleich ein Handeln, das die Freiheit zum Verschwinden bringt. So wäre reines moralisches Handeln als Akt der Freiheit nur geistig, aber unsichtbar.

7. Die moralische Welt ist eine Scheinwelt. Denn es gibt kaum eine Chance, moralisch zu handeln. Wird die Chance versäumt, dann spielt dies auch keine Rolle. Das Leben fließt weiter, die Chance ist vergessen. Es war nichts, nur ein kleiner moralischer Hauch. Die meisten allerdings haben nicht einmal die Chance, moralisch zu handeln, sie sind entweder vollständig angepasst oder kämpfen ums nackte Überleben. Die moralische Frage taucht nur dann auf, wenn eine Nichtidentität zwischen Denken und Ordnung auftritt. Die Moral ist gleichsam dazu da, diese Differenz auszugleichen oder zu negieren. Etwas stimmt nicht in der Existenzwelt, wo ist die Ursache und was kann getan werden, damit alles wieder stimmt.

8. Alles ist reglementiert. Gibt es überhaupt einen Freiraum für moralisches Handeln. Wer sich nicht daran hält, wird bestraft. – Handelt einer moralisch, wird es nicht sichtbar. Denn er handelt nach den Regeln und Gesetzen der Natur- und Lebenswelt. Sollte moralisches Handeln sichtbar sein, sollte es der Kausalität widersprechen, erst als irrationales Handeln wäre es als moralisch zu erkennen, weil es der Logik entgegensteht. Handelt er moralisch, dann ist es mit rationalem Handeln identisch, also nicht unterscheidbar. Handelt er bewusst moralisch, also irrational, so ist es unverständlich. Das moralische Handeln findet nur im Kopf statt. Niemand bemerkt es, nur der Handelnde kann für sich behaupten: „Jetzt habe moralisch gehandelt.“

9. Mitleidsethik wäre Ausdruck von Beschränktheit. Jedem Mütterchen helfen, jedes Kind unterstützen oder hüten, jede Schwangere in den Kreißsaal begleiten und Schwangerschaftsgymnastik mitmachen, das führt dazu, dass der Mitleidende selbst zum Sozialfall wird, zur Last der Gesellschaft und als Sozialschmarotzer gebrandmarkt. Erst wenn einer reich geworden ist, kann er Mitleid zeigen. Mitleidsethik funktioniert dann, wenn sie niemand in Anspruch nimmt. Es ist eine Notfallsethik ähnlich der Arbeitslosenversicherung. Die Sicherungssysteme funktionieren, weil sie niemand in Anspruch nimmt. Werden sie von zu vielen beansprucht, werden die Zuwendungen gekürzt oder der Zugang beschränkt. Das Mitleid geht davon aus, dass es niemand ausnützt. Deshalb erhalten bei Zunahme der Bettelei die einzelnen Bettler immer weniger, selbst wenn die Not zunimmt und immer mehr zum Betteln gezwungen sind. Das Betteln wird nun als einträgliches Geschäft interpretiert. Auch die moralische Welt wird kommerzialisiert. Moral als Tausch.

10. Freiheit wird in beiden Fällen aufgehoben. Sie verschwindet im Gesetz oder im Mitleid. Da die Freiheit durch die Moral verwirklicht wird, wird ihr nun die Frage nach der Gerechtigkeit zugewiesen. Die Gerechtigkeit ist der Ausgleich zwischen verschiedenen Freiheitsinteressen, die die Menschen, wie fiktiv auch immer, besitzen.

11. Das entlastet den Moralisten. Denn die Gesetze regeln bereits die menschlichen Handlungen. Moralische Fragen entstehen nur dann, wenn bisherige Regelungen nicht mehr greifen. Die Gesetzbücher sind schon verdeckte Wertesysteme. Der Moralist mag sich davon distanzieren, aber er muss sich daran halten, um nicht selbst straffällig zu werden. Die rechtlichen Regelungen gehen nicht von moralischen Grundsätzen aus, aber sie produzieren moralisches Verhalten. Von daher hat Hegel die Konsequenz gezogen, dass der Ort der Ethik in der Rechtsphilosophie, also im Staat und der Gesellschaft, zu suchen ist, nicht in einem imaginären Raum der Freiheit und absoluter Werte.

12. Die Menschen schließen keinen Vertrag miteinander, auch nicht fiktiv, um ihr Zusammenleben zu regeln. Jeder Mensch ist in die Gesellschaft zufällig hineingeboren und gezwungen, die Gesetze anzuerkennen.

13. Die Gesetze bilden einen funktionalen Zusammenhang. Die Gesetze sind formalistisch. Denn nur als Formhülsen sind sie auf alle möglichen Fälle anwendbar. Der Formzusammenhang muss widerspruchsfrei sein. Dadurch wird die Gerechtigkeit garantiert. Das führt dazu, dass die Gerechtigkeit nicht daraus resultiert, dass der Richter einer einzelnen Sache gerecht wird, sondern dass die Gesetze, die auf eine Sache angewendet werden, nicht im Widerspruch zum Gesamtzusammenhang stehen. Alle Streitfälle müssen gleich behandelt werden, das ergibt sich nicht aus einzelnen Fällen, sondern aus den widerspruchsfreien Regelungen. Damit wird die

richterliche Willkür minimiert. Deshalb werden oft die streitenden Parteien vom Gerichtsurteil überrascht, weil sie nur ihre gerechte Sache sehen in Unkenntnis des Formzusammenhangs, der im Einzelfall zur Anwendung kommt. Eine Sache wird an das Gesetz angepasst. Damit sie überhaupt justiziabel sein kann, muss sie formalisiert werden. Erst als Formsache ist sie zu regeln. Gesetzliche Regelungen sind rein formal, ohne allen Inhalt. Regelungen und Urteile sind somit Abfallprodukte des funktionalen Formzusammenhangs.

14. Die Gesetzestexte als Formregelungen kommen nicht ohne Inhalte aus, weil spezifische Inhalte als Grundlage dienen. Für eine moralische Betrachtung müssen somit diese Grundlagen in Augenschein genommen werden.

15. Die ersten Artikel des Grundgesetzes definieren den rechtlichen Status des Menschen: „Die menschliche Würde ist untastbar ist.“ Das ist, wie schon Schopenhauer feststellte, lange bevor es das Grundgesetz gab, eine Leerformel. Daraus lässt sich nichts ableiten, so axiomatisch dieser Artikel auch formuliert ist.
Artikel 2 lautet: Jeder hat das Recht auf die freie Entfaltung seiner Persönlichkeit, so weit er nicht die Rechte anderer verletzt und nicht gegen die verfassungsmäßige Ordnung oder das Sittengesetz verstößt. Dieser Artikel definiert Inhaltliches und damit sind schon die Eckpunkte gesetzt: die freie Entfaltung, der Andere und der Staat. Der Einzelne ist in den Staat eingebunden, der Andere ist seine Grenze.

Was darf nun der Mensch: Er hat die Freiheit, sich zu entfalten. Was heißt dies genauer? Dies ist die Freiheit zum Eigentum. Freiheit ist Eigentumsfreiheit. Seine Freiheit beschränkt sich durch die Eigentumsfreiheit des Anderen und die des Staates. Das Maß der Freiheit ist das Eigentum. Das Eigentum ist jedoch nicht irgendwo, sondern Eigentum ist das, was auch andere besitzen. Deshalb besteht die Freiheit darin, das besitzen zu wollen, was einem anderen gehört. Das heißt, sich ausdehnen, indem andere eingeschränkt werden. Formal nachrangig sind die Freiheit zum Erwerb und die Freiheit, seine Arbeitskraft zu entfalten.

16. Im Artikel 14, Abs. 2 heißt es: Eigentum verpflichtet. Sein Gebrauch solle zugleich dem Wohle der Allgemeinheit dienen. Damit bringt sich der Staat ins Spiel. Der Staat, der die Freiheit zum Eigentum garantiert, greift regulierend in den Kampf ums Eigentum ein. Ihm ist gleichgültig, wer Eigentum besitzt, aber die Eigentümer haben etwas abzugeben.

17. Im Artikel 20a heißt es: der Staat hat auch in Verantwortung für die künftigen Generationen die natürlichen Lebensgrundlage zu schützen. Der Staat greift also selbst nicht in den Wettbewerb um das Eigentum ein. Er gibt die Rahmenbedingungen. Die natürlichen Lebensgrundlagen sind somit der Schauplatz.

18. Das Recht wirkt durch Gesetze des Bürgerlichen Gesetzbuches. Ein Werk, ursprünglich aus dem Jahre 1898, also aus dem Kaiserreich. Dieses Werk regelt das Zusammenleben von der Geburt bis zum Tod. Aus ihm geht nun auch hervor, wie die einzelnen verrechtlichten Personen, natürliche Personen genannt, bei Vereinen und anderen Gruppenbildungen, juristische Personen genannt, ihre Freiheit entfalten können. Dies funktioniert über das Schuldverhältnis, dem Vertrag von Gläubigern und Schuldnern. Die Freiheit besteht nun darin, etwas besitzen zu wollen, das der andere als sein Eigentum betrachtet. Diesen Vorgang überwacht der Staat, zwar passiv, aber er möchte auch, über Steuern, seinen Anteil davon haben, also besitzen.

19. Da der Staat seinen Anteil haben will, ist er nicht unparteiisch. Er ist nicht der Interesselose, der nur die Rahmenbedingungen schafft, um schützend seine Hand über die Vertragspartner zu halten. Sein Interesse ist auf Eigentumsakkumulation ausgerichtet. Denn je mehr Reichtum angehäuft wird, umso höher der staatliche Anteil. Die Gesetze sind somit auf der Seite der Gläubiger. Er schützt die Gläubiger in dem, was sie schon besitzen, und in dem, was sie noch erwerben wollen.

20. Der kategorischer Imperativ lautet somit: Im Vertragsverhältnis immer Gläubiger sein, niemals Schuldner.

21. Die entscheidende Frage der Moral lautet: Was rechnet sich?

22. Das größte Problem des bürgerlichen Moralisten besteht darin, nicht hereingelegt oder getäuscht zu werden. Das Schuldverhältnis ist eines gleich gegen gleich. Das heißt aber zugleich, das Eigene ist ungeheuer wertvoll, das, was der Schuldner anbietet, eigentlich wertlos. Für den Gläubiger ist alles unverschämt teuer, dagegen, was er anbietet, eigentlich unbezahlbar.

23. Damit der Schuldner nicht gänzlich verarmt, denn, was hat ein Lohnabhängiger anderes als Eigentum anzubieten als seine Arbeitskraft, greift der Staat regulierend ein. Dies mit dem Artikel: Eigentum verpflichtet. Die Reichen werden mit hohen Steuersätzen belegt. Jedoch, aufgrund der staatlichen Anteilssicherung am Eigentum, gibt es Ausnahmen. Der Staat ermöglicht durch Ausnahmeregelungen, dass die Reichen keine oder nur geringe Steuern bezahlen. Der Staat ist somit keineswegs der parteilose Dritte oder Schiedsrichter. Die Freiheit zum Eigentum, die er garantiert, ist auch seine Eigentumsfreiheit. Von daher ist er keine gerechte, moralische Instanz, sondern Partei wie der Gläubiger und der Schuldner. Und er möchte so wenig Schuldner sein wie der Gläubiger.

24. Einig sind sich Staat, Gläubiger und Schuldner beim Ausgliedern. Wenn es möglich ist, andere zu finden, die sich nicht wehren können, dergestalt, dass sie aus Selbsterhaltungsgründen, einen Vertrag abschließen müssen, aber kein Recht auf die freie Entfaltung ihrer Persönlichkeit besitzen.

25. Die Gesetze regeln das Zusammenleben der Menschen und das Verhältnis zu Natur. Es ist völlig klar, was natürliche Personen dürfen und sollen. Den Gesetzen liegen axiomatisch keine moralischen Imperative zugrunde, aber sie enthalten sie. Diese Moralprinzipien sind Reflexe des Ökonomischen. Sie müssen das Ökonomische abbilden, weil sonst die Kapitalakkumulation nicht mehr garantiert ist. Die Kapitalakkumulation ist der Inbegriff der Freiheit zum Eigentum, weil der Staat durch Steuern, als Geld oder Kapital, zu Reichtum kommt. Umgekehrt braucht der Staat in die Ökonomie nicht eingreifen, weil er von ihr bereits bestimmt ist.

26. Gleichheit vor dem Gesetz. Nicht alle sind gleich, aber gleich vor dem Gesetz. Es gilt der Gleichheitsgrundsatz, aber es so viele Sonderrechte und Ausnahmen, dass dieser Grundsatz außer Geltung gesetzt wird. Das führt zur Gruppenjustiz. Klassenjustiz heißt nicht mehr, dass der Reiche mehr Geld hat, um Prozesse zu führen, vielmehr dass sich die Mächtigen ihre Sonderrechte strukturell sichern, sie müssen nicht mehr prozessieren, sie besitzen sie bereits. Die Ungerechtigkeit liegt in der strukturellen Ungleichheit, die in der Gleichheit verborgen ist. So haben Unternehmer und Arbeiter gleiche Rechte, aber der Arbeiter hat nicht das Recht den Arbeitsvertrag zu ändern, den der Unternehmer formuliert. Er hat die Wahl, zu unterschreiben oder ohne Arbeit zu sein. Gleichheit wäre erst dann, wenn es sich um gleichwertige Vertragspartner handelte, die sich auf einen gerechten Vertrag verständigen. Aber so gibt der Kapitalismus bereits die Struktur vor, die dem Arbeiter nur die eine Wahl lässt, wie er seine Arbeitskraft verkaufen muss, um zu überleben. Der abstrakte Gleichheitsgedanke entspringt dem Warentausch, dem Vergleich von Waren nach billig und teuer. Und dieser Produktionsgedanke, billiger zu produzieren als die Konkurrenz, um sich am Markt durchzusetzen, wird nun zu einem Grundsatz der Verfassung. Kapitalistisches Denken setzt sich bereits dort durch, wo es eigentlich um die menschliche Würde geht.

27. Moral war einst idealistisch der Raum der Freiheit. Nun wurde Freiheit gegen Sicherheit und Ordnung eingetauscht. Moralische Fragen treten nur dann auf, wenn Störungen auftreten oder wenn etwas nicht mehr funktioniert. Dann soll sich jeder moralisch verhalten. Moral soll in jenen Bereichen und Sphären greifen, die unkontrollierbar und unsicher sind. Moral soll dazu dienen, dass der Gläubiger auch in der Wüste sicher sein kann, dass er nicht plötzlich zum Schuldner wird.

28. Der asoziale Verbrecher hebt nicht das Schuldverhältnis auf. Er ist Gläubiger, der das Vertragsverhältnis mit Gewalt durchsetzt. Deshalb ist ein Verbrecher, zwar immer Gläubiger, aber nicht immer verbrecherisch. Verbrecherisch ist er deshalb, weil er sich mit Gewalt nimmt, was andere ihm nicht geben wollen.

29. Die Moral beginnt dort, wo das Schuldverhältnis von Gläubiger und Schuldner aufhört. Die erste moralische Handlung beginnt damit, das Schuldverhältnis zu negieren. So aber bleibt sie weiterhin eine Moral der modalen Hilfsverben: „man sollte, man müsste, man dürfte, man könnte". Das sind jedoch immer Forderungen an die Schuldner, die dadurch ihre freie Persönlichkeit entfalten dürfen. Sie sollen ausbügeln, was die Unfähigkeit und der Machthunger der Gläubiger verursachen.

30. Die Entfaltungsfreiheit, als zentraler Wert, hat ihre Grenzen nicht am jeweils Anderen. Entfaltungsfreiheit verwirklichen heißt, Andere für sich einspannen. Die oberste Maxime der Entfaltungsfreiheit, die durch Schuldverhältnis abgedeckt ist, lautet: Suche Abhängige, denn diese werden deine Entfaltungsfreiheit verwirklichen. Denn die Freiheit verwirklicht sich durch das Schuldverhältnis. Die einen entfalten sich durch die Tätigkeit anderer. Die Anderen, die abhängig sind, verwirklichen sie durch Untertänigkeit, Anpassung, Kriecherei und Verzicht auf Persönlichkeitsentfaltung. Die Abhängigen oder Schuldner verwirklichen ihre Freiheit, indem sie sich mit ihrem Angreifer, ihrem Gläubiger, identifizieren. Sie wollen auch Gläubiger werden, indem sie sich wiederum an anderen schadlos halten. Sie sind beständig darauf aus, dass Andere für sie bezahlen, der Staat, die Gesellschaft, die Familie. Damit erkennen sie das Schuldverhältnis als Grundlage der Entfaltungsfreiheit an. Ihr Freiheitstraum ist das kleine Glück: einmal Gläubiger sein, sei es durch einen Lottogewinn.

Schlussbetrachtung

Die Menschen betrachten den Sonnenaufgang, verbinden nicht damit die Erkenntnis, dass sich die Erde um die Sonne dreht.So leben sie denn im Widerstand dessen, was sie erkennen. Das nennen sie Freiheit.